

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

14. Jahrgang

April 1937

Nummer 4

Der Schlesischen Gaukulturwoche

zum Geleit!

Die nationalsozialistische Bewegung kennt keinen Stillstand, kein spießbürgerliches Selbstgenügen und kein selbstgerechtes Einschlafen auf den erkämpften Lorbeeren.

Gelang es in den ersten vier Jahren nach der Machtergreifung, das politische Leben des deutschen Volkes von Grund auf neu aufzubauen und zu formen, die deutsche Volksgemeinschaft fest zu begründen, dem deutschen Volke seine Ehre und außenpolitische Handlungsfreiheit wiederzugeben, so wird der 2. Vierjahresplan das wirtschaftliche Leben unseres Volkes und seine wirtschaftliche Unabhängigkeit dem Ausland gegenüber sicherstellen.

Unsere Staatsführung hat aber von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch die Wirtschaft im nationalsozialistischen Deutschland niemals Selbstzweck sein kann, sondern wie jedes andere Gebiet des weitverzweigten menschlichen Daseins sich dienend einzu-fügen hat in den deutschen Neuaufbau. Wirtschaft und Kultur stehen heute nicht mehr fremd nebeneinander, sie gehen vielmehr Hand in Hand, fördern und steigern einander gegenseitig.

Mag deshalb auch in den letzten Monaten gerade in Schlesien die Wirtschaftsschlacht, auf den ersten Blick gesehen, unsere Hauptkräfte in Anspruch genommen haben, vergaßen wir doch niemals über der Sorge um das tägliche Brot und die Sachgüter das Geistige und Kulturelle. So notwendig es ist, daß wir von Zeit zu Zeit in den einzelnen Gauen zu großen politischen Appellen antreten, ebenso notwendig ist es, daß wir daneben auf dem weiten Felde kultureller Arbeit in

bestimmten Zeitfolgen zu einem geschlossenen Aufmarsch kommen, zu einer Gesamtschau, einer Besinnung und Sammlung der Kräfte und ihrer Ausrichtung nach den Grundsätzen des Führers und der Bewegung. Diesen Zielen dienen die Schlesischen Gaukulturwochen.

Die Schlesische Gaukulturwoche 1937 findet vom 4. bis 11. April in Oberschlesien mit Beuthen als Hauptort statt. Das Aufgabengebiet, das sie sich gestellt hat, ist mannigfaltig und vielgestaltig. Bildende Kunst, Rundfunk, Theater, Schrifttum, Musik, Film, Presse und Volksbildungswerk ist je ein eigener Tag gewidmet. Beste Kräfte aus Schlesien sind aufgeboten. Über 100 Veranstaltungen an 38 verschiedenen Orten Oberschlesiens sind vorgesehen. Nicht nur die einzelnen führenden Kulturorganisationen selbst, auch die Wehrmacht und der Arbeitsdienst – um nur diese beiden zu nennen – arbeiten mit. Die Darbietungen dienen nicht den sogenannten gebildeten Schichten, sondern wenden sich an die Gesamtheit der Volksgenossen.

Die Gaukulturwoche will unseren Sinn schärfen für die kulturellen Aufgaben, welche uns die Bewegung stellt. Sie will daneben die kulturelle Sendung des schlesischen Stammes deutlich machen. Sie ist eine Kundgebung des deutschen Kulturwillens in Schlesien und der schlesischen kulturellen Leistung. Sie ist ein Bekenntnis zur Heimat und gleichzeitig eine großangelegte Werbemaßnahme für den schlesischen Eckpfeiler im deutschen Osten.

Es war eine glückliche Wahl, die diesjährige Schlesische Gaukulturwoche gerade in Oberschlesien stattfinden zu lassen. Die Zeiten der Zersplitterung und Absonderung einzelner deutscher Gebiete sind ein für allemal vorbei. Die Oberschlesier, die im kulturellen Schaffen so rege am Werke sind und ihr Letztes hergaben für Deutschland, brauchen nicht mehr das Gefühl der Vereinsamung und der Verlassenheit zu haben. Sie wissen, daß sie nicht allein stehen im Kampf für deutsches Volkstum, daß vielmehr das ganze deutsche Volk ihnen Stütze und Rückendeckung gibt, und daß ebenso das gesamte deutsche Volk, wenn es nötig ist, auch zum letzten Einsatz gerade für Oberschlesien bereit ist.

Josef Wagner

Gauleiter und Oberpräsident
von Schlesien

SINN UND AUFGABE der 2. Schlesiſchen Gaukulturwoche *

Von Dr. Walther Schulz

Gauhauptſtellenleiter und Referent in der Landesſtelle Schleſien
des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda

Die Vielzahl der Behörden und Organisationen, die ſich einſt für das kulturelle Leben ihres Bereiches verantwortlich fühlten, mußten zunächſt einmal zugunſten einer einzigen von Partei und Staat beauftragten Dienſtſtelle beſeitigt werden, um der Einheit des nationalſozialiſtiſchen Kultur-Willens auch die Einheitlichkeit und Zielklarheit der Kultur-Arbeit folgen laſſen zu können. Die organiſatorischen Vorarbeiten und damit die ſachlichen Vorausſetzungen für eine erfolgreiche Aufbauarbeit können als abgeſchloſſen gelten. Die Hauptſtelle „Kultur“ in der Reichspropagandaleitung in den Gau- und Kreisleitungen ſind die Dienſtſtellen der Partei, die für die weltanſchau-liche Ausrichtung und für die einwandfreie Geſtaltung und Durchführung aller Äußerungen kulturellen Lebens innerhalb der Bewegung zuſtändig und verantwortlich ſind. Entwurf und Ausbau von Feieſtätten, Raumgeſtaltungen zu feſtlichen Anläſſen, Ziel und Erhaltung nationalſozialiſtiſcher Feiern ſind u. a. ihr Aufgabengebiet. Beratung und Betreuung kulturell tätiger Gliederungen der Partei und der ihr angeſchloſſenen Verbände, wie z. B. SA., HJ., NS.-Gemeinſchaft „Kraft durch Freude“ uſw. iſt ihnen aufgetragen.

Die ſtändiſche Zuſammenfaſſung der berufsmäßig auf künſtleriſchen und kulturellen Gebieten ſchöpferiſch und nachſchöpferiſch tätigen Volksgenossen erfolgt durch die ſieben Einzelkammern der Reichskulturkammer, die in Schleſien durch die Landesleitungen der Reichstheater-, Reichsmuſik-, Reichsſchrifttums-, Reichspreſſe-, Reichsſilm-, Reichsrundfunkkammern und der Reichskammer der bildenden Künſtler in Erſcheinung treten. Der Einſatz der Tätigkeit dieſer Einzelkammern in Schleſien wird wiederum durch den Landeskulturwalter geregelt, der in Schleſien zugleich auch als Leiter der Landesſtelle Schleſien des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda und Gaupropagandaleiter eine einheitliche und in ihrer Zielſtrebigkeit geſchloſſene Arbeit aller ſchöpferiſchen Kräfte gewährleiſtet.

Die alljährlich ſtattfindenden Gaukulturwochen ſollen nunmehr die Möglichkeit bieten, einmal im Jahre auch nach außenhin die geſchloſſene Arbeit aller Organisationen, Gliederungen und Verbände in Erſcheinung treten zu laſſen. Sie ſollen den ſchleſiſchen Volksgenossen einen Einblick in den Reichtum künſtleriſchen Schaffens in ihrem Heimatgau ermöglichen, und ſie ſollen dem ſchleſiſchen ſchöpferiſchen Menſchen einen Ruhepunkt

bieten, von dem aus er Rückschau auf das Geschaffene und Ausblick auf die Aufgaben der Zukunft halten kann.

Auch bei den Veranstaltungen der Gaukulturwoche bestand von vornherein die Notwendigkeit einer künstlerischen Entwicklung, sollten sie nicht zugunsten eines allzu großen Rahmens an innerem Wert und innerer Bedeutung verlieren. Es war daher nur sinngemäß, daß die erste Schlesische Gaukulturwoche im Jahre 1936 sich auf Breslau beschränkte und zu ihrer Ausgestaltung im wesentlichen die in der Hauptstadt Schlesiens vorhandenen Kräfte heranzog. Demgegenüber bedeutet die diesjährige Gaukulturwoche einen erheblichen Fortschritt. In der Erkenntnis, daß die Grundlagen einer auf lange Sicht gesehenen kulturellen Aufbauarbeit nicht in den großen Städten, sondern draußen im schlesischen Lande zu suchen und zu finden sind, entschlossen wir uns, mit dieser kulturellen Großveranstaltung ein ganzes Gebiet Schlesiens zu erfassen. Nichts lag in diesem Falle näher, als der Gedanke an Oberschlesien, als dem Teil unseres Gaues, der aus seiner Struktur und geschichtlichen Bedeutung heraus am klarsten den kultur-politischen Wert alles künstlerischen Schaffens erkannt hat. Die Freude und Aktivität, mit der dieser südöstlichste Teil unseres Gaues schon an die Vorarbeiten zur Durchführung der Gaukulturwoche heranging, bewies immer wieder aufs neue, daß der Charakter dieses Grenzlandes, als alten deutschen Kulturlandes, über jeden noch so leisen Zweifel erhaben ist. In ganz Oberschlesien wird die Zweite Schlesische Gaukulturwoche nunmehr die Einheit des deutschen Kulturgedankens bekunden. Sie wird Zeugnis ablegen von den vielfältigen Kräften uralten Volkstums und wird allen Teilnehmern einen Einblick gewähren in die Einzelheiten schöpferischer Arbeit, in ihrer Gesamtheit deutsche Kunst und deutsche Kultur verkörpernd. Sie wird Zeugnis ablegen von der Tatsache, daß es nicht etwa eine oberschlesische Kunst gibt, daß man nicht von einer niederschlesischen Kultur sprechen kann, sondern daß es nur — wie es nur ein deutsches Volk, wie es nur eine deutsche Sprache gibt — auch nur eine deutsche Kultur geben kann, die zwar durch den Charakter ihrer Landschaft, durch die Geisteshaltung eines Stammes eine besondere Färbung annehmen kann als Ausdruck landschaftlicher Besonderheiten, die aber in ihrer Grundhaltung in Oberschlesien die gleiche ist, wie in Baden und Schleswig-Holstein.

In diesem Sinne sind wir berechtigt, mit Stolz von schlesischen Malern, schlesischen Dichtern, von schlesischen Musikern und Tonsetzern zu sprechen, und so wird die Schlesische Gaukulturwoche 1937 in Ausstellungen schlesischer bildender Künstler, in Konzerten schlesischer Tonsetzer, in Leseabenden schlesischer Dichter, aber auch — und das ist vielleicht das Wesentlichste an der diesjährigen Gaukulturwoche — in Dorfgemeinschaftsabenden, in Volkstumsabenden und Offenen Singen den lebendigen Anteil aufzeigen, den schlesische Künstler und schlesisches Volk an der Gestaltung deutschen Kulturschaffens haben.

KULTUR^{der}ARBEIT

Von Gauwart Ernst Obst

Während der Schlesiſchen Gaukulturwoche vom 4. bis 11. April 1937 werden 70 große kulturelle Veranstaltungen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ stattfinden. Wir nennen diese Zahl, um etwaige Fragen vorwegzunehmen und um dem Leser eine anschauliche Vorstellung zu geben, denn wir sind uns natürlich darüber im klaren, daß auf dem Gebiet der Kultur nicht die Zahl, sondern das „Wie“ des Dargebotenen ausschlaggebend ist. Wir sind auch über das Anfangsstadium hinaus, wo man mit Zahlen Propaganda machte, aber in den drei Jahren unseres Wirkens haben wir uns einen Ruf erworben, der uns berechtigt, die Zahl in einem Atem mit der Leistung zu nennen.

Dieser Ruf ist uns nicht etwa als ein Geschenk in den Schoß gefallen, sondern er mußte schwer erarbeitet werden.

Zur Zeit, als wir begannen, sahen wir uns vor Tatsachen gestellt, die jedem kulturellen Aufbau schwerste Hindernisse in den Weg legten. Gewiß, die Parteien waren bereits aufgelöst, aber die geistige Zerrissenheit unseres Volkes, die man 14 Jahre lang als der Weisheit letzten Schluß gepredigt hatte, war gar nicht so leicht aus der Welt zu schaffen. Wenn man es auch nicht mehr offen zu sagen wagte, die Spaltung des Volkes in „arm“ und „reich“, in „gebildet“ und „ungebildet“ bestand vielerorts noch genau so wie früher. Wir hatten keinerlei Grund, eine von diesen beiden Schichten in ihren Vorurteilen zu bestärken, sondern, da wir berufen waren, am Wiederaufbau der deutschen Kultur mitzuwirken, diese Kultur aber nur eine Kultur der Volksgemeinschaft sein konnte, so mußten wir erst die gemeinsame Grundlage schaffen, indem wir rücksichtslos gegen die alten Vorurteile ankämpften. Die einzige und stärkste Stütze in diesem Kampfe war der Glaube an die Erreichung unseres Zieles.

Wir bemerkten sogleich, daß die Vorurteile, die man allseits gegen unsere Arbeit hegte, unserer Aufgabe zum Vorteil gereichen konnten. Die allseitige Voreingenommenheit forderte sogleich von uns, nur mit wirklich gediegenen und wertvollen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit zu treten; auf der anderen Seite aber stand die Forderung nach Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit, der die Kunst bis dahin wenig entsprochen hatte. Wenn wir diesen beiden Forderungen entsprachen, so mußte es uns zwangsläufig gelingen, die alten Unterschiede zu überbrücken und aus der Welt zu schaffen. Die Skepsis, mit der die sogenannten „gebildeten“ Kreise zu Anfang unserer Arbeit gegenüberstanden, war aber nur ein verhältnismäßig geringes Hindernis, gemessen an dem, was die Verhetzung der letzten Jahre in den Kreisen

unserer handarbeitenden Volksgenossen angerichtet hatte, denn hier hatte die unglückliche kulturelle Schichtung der letzten 50 Jahre ungeheure Mengen von Zündstoff gelagert. Diese Vorurteile auseinanderzusetzen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Der letzte Zeitpunkt, wo wir von einer wirklich gewachsenen, alles durchdringenden Kultur im deutschen Volke reden konnte, fällt zusammen mit dem Zeitpunkt, wo die Dampfmaschine und mit ihr die moderne Technik ihren Siegeszug begann. Zu jener Zeit aber war unser Volk noch ein Bauernvolk, Großstädte, in unserem Sinne, gab es noch nicht, und so war auch die Kultur vorwiegend eine Kultur des Landes, zumal die Stadtkultur des Mittelalters durch die Industrialisierung in kurzer Zeit fast völlig vernichtet wurde.

Inzwischen ist nun ein großer Teil unseres Volkes in die Städte geströmt, ohne daß sich eine neue Stadtkultur entwickelt hätte. Die Menschen, die in die Stadt kamen, hatten gewiß genau wie wir alle, kulturelle Bedürfnisse und Schönheitsfönn, aber was sollten Menschen mit Schönheitsfönn mit dem häßlich aufgedunsenen Pomp anfangen, der sich zur Zeit des Kaiserreiches markt-schreierisch als „Kultur“ darbot? Ein gesunder Geschmack mußte sich von dieser Gips- und Blechkultur in Goldrahmen abwenden. Dazu kam noch etwas anderes: das war die Gestalt der Arbeitsplätze. Den Arbeitsplatz, den der schaffende Volksgenosse in der Stadt angewiesen bekam, war häßlich. Bei seinem Bau war auf alles mögliche und unmögliche Rücksicht genommen, nur nicht auf den Umstand, daß hier an dieser Stelle jahrzehntelang Menschen ihrem Erwerb nachgehen sollten, Menschen, die auch Freude an Licht und Sonne hatten. — Der Häßlichkeit der Arbeitsplätze stand die der Mietskasernen, die man unserem arbeitenden Volksgenossen als Wohnung anbot, in nichts nach. Dies Leben in der Häßlichkeit, das die Stadt viele Jahrzehnte lang nur unseren arbeitenden Volksgenossen bot, führte zwangsläufig dazu, daß sie nur noch für kulturelle Fragen ein bitter-höhnisches Lachen hatten. Das war etwas für die „bevorrechteten Klassen“, nicht für sie. Hiernach wird man begreifen, daß es nicht einfach war, mit diesem, in langen Jahrzehnten nun schon Tradition Gewordenem zu brechen und aufzuräumen. Wir richteten unseren Appell an den Stolz und die Liebe zum Schönen, der allen denen, die ehrliche, gute Arbeit verrichten, innewohnt. Auf einmal stellte sich heraus, daß es gar nicht so schwer war, dieses Mißtrauen zu brechen, wenn man sich nur die Mühe nahm, vorerst einmal diese Dinge bis in den letzten Winkel des Reiches zum letzten Arbeitskameraden heranzutragen. Das Vertrauen zu unseren deutschen Arbeitskameraden wurde von ihnen mit Vertrauen belohnt. Mit einer Begeisterung, die unsere Erwartungen weit übertraf, griffen unsere Arbeitskameraden unsere Anregungen auf, unsere Veranstaltungen, Sportkurse, Reisen, Betriebskunstausstellungen und was der Dinge mehr sind, wurden nicht nur überlaufen, sondern auch Anregung zu eigenschöpferischer Arbeit. Täglich laufen Meldungen ein, daß ein Betrieb in Gemeinschaftsarbeit im

Sinne von „Schönheit der Arbeit“ umgestaltet wurde, wir hören von Gründung von Betriebskapellen, von gemeinsamen Reisen der Betriebe und von Kameradschaftsabenden, deren Darbietungen von Gefolgschaftsmitgliedern bestritten wurden. Das neue Leben, das sich überall regt, ist für uns der beste Beweis, daß die Wege, die wir einschlugen, richtig gewesen sind. Unser Ziel, die Kultur der deutschen Arbeit, rückt immer näher. Die Tage in Oberschlesien werden die junge Kraft unserer Gemeinschaft nur noch unterstreichen. Oberschlesien, ein Land der Arbeit, der Industrie, des Bergbaus, das ist es, was man im Reiche von diesem äußersten Ende unserer Provinz weiß. Daß aber gerade dies Land der Arbeit von Tag zu Tag ein neues, schöneres Gesicht bekommt, daß man gerade hier mit ernstem Eifer an der neuen Kultur unseres Vaterlandes arbeitet, das wird diese Kulturwoche wieder einmal erhärten.

Wir sind heute schon etwas verwöhnt in Deutschland, aber bedenken wir nur einmal den Zustand vor zehn Jahren. Gewiß, die Möglichkeit einer sogenannten „Kulturtagung“, zu der sich einige Intellektuelle zusammenfanden, hätte da auch für Schlesien bestanden, aber der Versuch einer Kulturwoche, in der das gesamte schlesische Volk erfaßt wurde, bei der jeder einzelne die Überzeugung hat, daß es hier um „seine“ Kultur geht und deshalb mit heiligem Ernst bei der Sache ist, der Gedanke war vor zehn Jahren noch in das Reich der schönen Märchenphantasien zu verweisen.

Über die Art der Veranstaltungen seien hier noch einige Worte gesagt. Naturgemäß nimmt die Musik einen großen Raum ein. Unter der großen Anzahl seien einige Schubert-Abende, ein Volksymphoniekonzert, ein Abend „Von Haydn bis Wagner“, „Arbeiter musizieren“ und eine Anzahl von Grenzland-singabenden herausgegriffen. Die Dichtung ist durch das Theater, „Eichendorff-Abende“ und einige Abende unter der Titel „Kumpels hören schlesische Dichter“ vertreten. Volkstumsabende, Vorträge über deutsche Kunstdenkmäler, Kundgebungen für „Schönheit der Arbeit“ und Betriebskunstausstellungen runden das Bild ab.

Dieser kurze Hinweis zeigt, mit welchem Eifer sich unsere Arbeitskameraden in den Dienst von „Kraft durch Freude“ gestellt haben, um aus der alten Stätte deutscher Arbeit eine junge Pflanzstätte deutscher Kultur zu machen. Der Kumpel, der mit Grubenlicht und Pickle ins Bergwerk einfährt, ist heute genau so zum Träger deutscher Kultur geworden, wie der Künstler in seinem Atelier und der Gelehrte in seinem Laboratorium. Ihnen allen gilt unser Gruß!

Glück auf!



Zwei BILDHAUER in Schlesien

Von Hans Krause-Margraf

Die Stadt Breslau verlieh ihren Kunstpreis im letzten Jahre zwei Bildhauern, dem Breslauer Johannes Kiunka und dem an der Staatlichen Keramischen Fachschule in Bunzlau lehrenden Professor Fritz Theilmann.

Diese beiden bieten ein selten klares und aufschlußreiches Beispiel dafür, wie sehr sich Werk und Mensch zu einer bis in letzte Regungen und Äußerungen vollkommenen Einheit formen können.

Dabei gibt es in bezug auf Temperament und Schaffensart kaum einen größeren Gegensatz; gemeinsam ist ihnen nur die gleiche, durch nichts ablenkbare Hingabe an ihre Kunst und eine kompromißlose Ehrlichkeit. Es sind zwei Künstlerpersönlichkeiten, deren Gegenüberstellung und Vergleichung — mag auch die gemeinsame Auszeichnung äußerer Anlaß sein — aus mehr als aus diesem Grunde lehrreich erscheint.

*

Kiunka, obwohl erst vierzig, ist der ältere von ihnen. Er ist Schlesier, nicht nur weil Breslau seine Geburtsstadt, sondern weil Schlesien seine Heimat ist. Auch seine seelische Heimat, in der Böhme und Scheffler seine Landsleute und Artgenossen sind.

Der Krieg mußte kommen, sonst hätte es ihn wohl nie aus den Bezirken seiner Geburt getrieben. Das Erlebnis des Kampfes und der Kameradschaft gab dem Gemütvollen Härte und dem in sich Versponnenen wache Aufgeschlossenheit: er wurde zum Kämpfer. Als einer der ersten focht er in Schlesien für Adolf Hitler; und er nahm den Kampf ernst. Wie er selbst nie vermocht hätte, anders als aus ehelichem Wollen und gemäß seiner Art und seinem Fühlen zu schaffen und zu bilden, so wurde ihm jede intellektuelle und zweckhafte Mache zum Greuel und zum Anlaß fanatischen Kampfes, mochten ihm darob auch Mißgunst und Schaden drohen.

Das Handwerkliche seines Berufes hatte ihn der Vater gelehrt. Auf der Breslauer Akademie blieb er sich selber treu und wurde zum Künstler. Wenn das Wort „schlesischer Künstler“ überhaupt einen bestimmbaren Begriff bedeutet, dann bei Johannes Kiunka: in ihm ist die Herbheit und die stille Weite der schlesischen Landschaft, aber auch die sich im eigenen Wert bescheidende Enge und die weltweite Sehnsucht der schlesischen Seele.

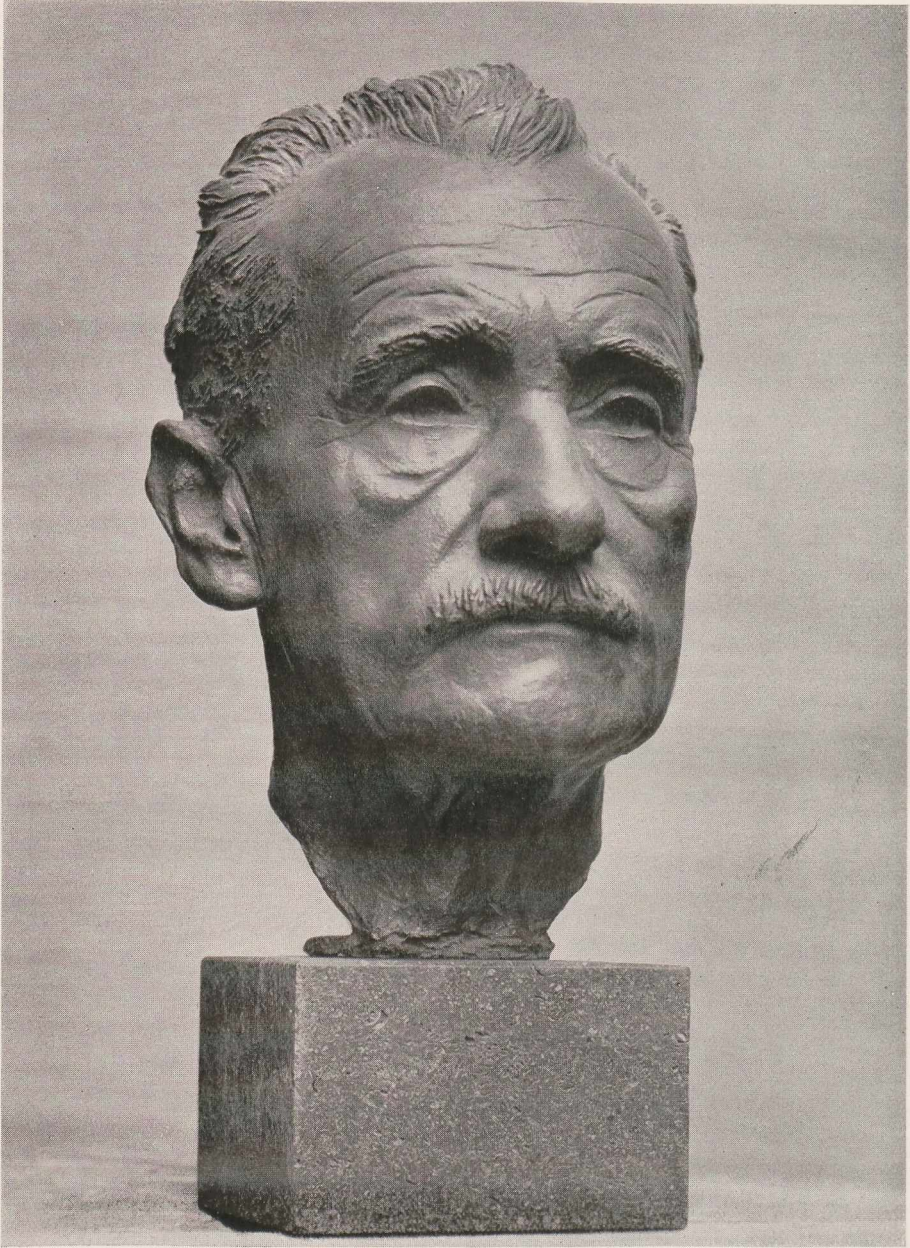
*

Ganz anders Fritz Theilmann. Während Kiunka untrennbar der Heimat verhaftet bleibt und sein Bestes verlore, würde er ihr entrisen, stürmt Theil-



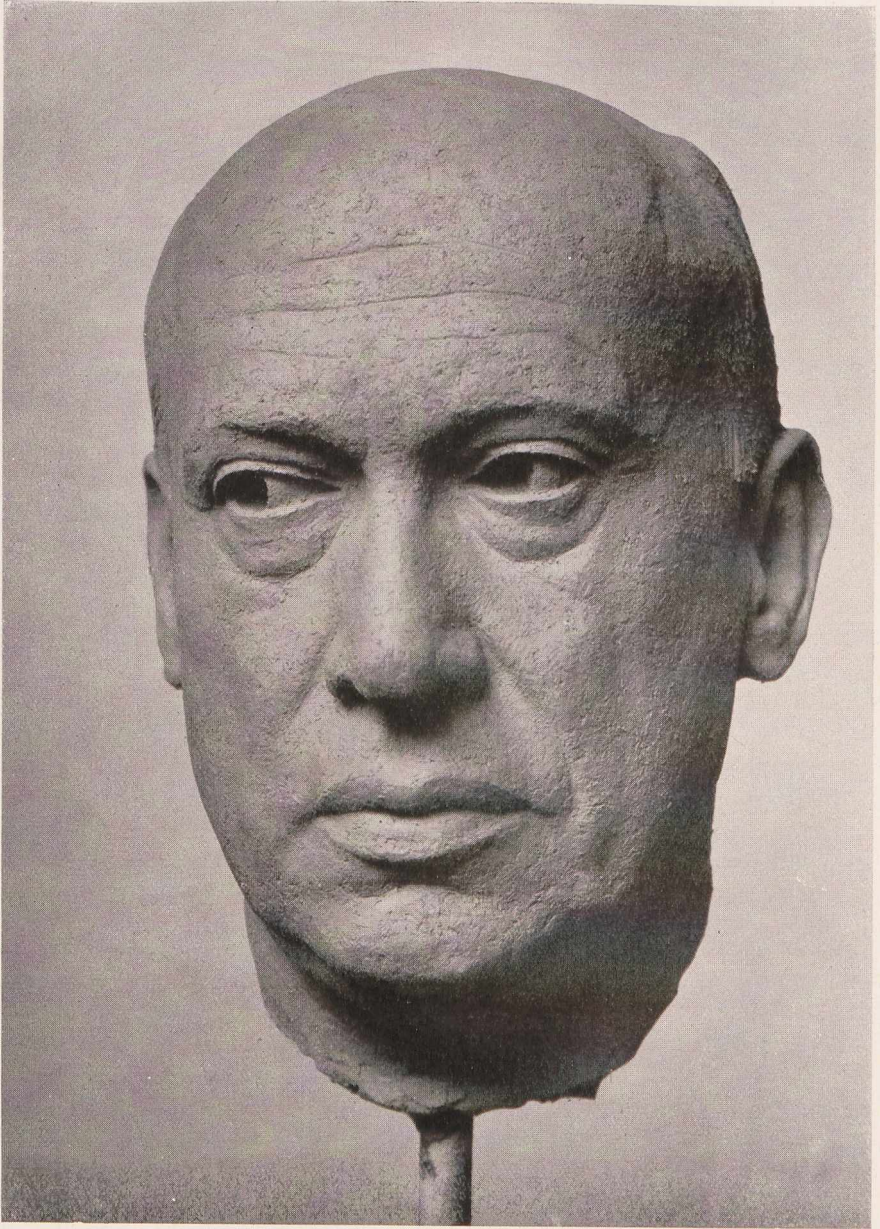
Fritz Theilmann: Drei Soldaten

Aufn.: Damerau, Breslau



Johannes Kiunka: Kopf des Vaters





Johannes Kiunka: Der Maler Wasner

Aufn.: Klette, Breslau



Fritz Theilmann: „Prometheus“



Aufn.: Damerau, Breslau

mann wie Peer Gynt durch die Länder der Erde. Ihn hält nicht der mütterliche Hof, nicht die Akademie, nicht das technische Büro einer Majolika-Manufaktur, dessen „stellvertretender Chef“ er mit neunzehn Jahren ist: ihn lockt die ferne, das Unbekannte.

In Kärnten arbeitet er in einem Bleibergwerk, in Como modelliert er Terrakotta-Putten, in Turin Bronzeplastiken, in Neapel klopft er Grabsteinengel aus karrarischem Marmor und schnitzt zierliche Gemmen und Kameen. Zu Fuß durchwandert er das heiße Sizilien und nimmt schließlich als Segelmatrose Feuer auf einer sizilianischen Barke. Nach einer dreimonatigen Odyssee läuft er in Port Said davon und durchforscht auf eigene Faust und auf seine Art das alte und das neue Ägypten. Über Griechenland und den Balkan kommt er nach zwei Jahren mit einer gründlichen Malaria wieder in Karlsruhe, in der Heimat an.

Dort arbeitet er eine Weile teils als Meisterschüler auf der Akademie, teils als Arbeiter in einer Majolika-Fabrik. Dann geht er auf vier Jahre als Bildhauer und Betriebsleiter einer Baukeramik-Fabrik nach Kiel. Hier entstehen sein Flanderndenkmäl, sein Torpedodenkmäl, seine Pferdegruppe für die Essener Gartenbauausstellung. Er schenkt noch seinem Heimatdorf Kieselbronn ein Kriegerdenkmäl, packt seine Koffer und fährt über Syrien und Mesopotamien nach Persien. In Kurdistan sucht er nach alten Kirchen und noch älteren Keramiken, klettert auf hohe Berge, durchquert von Norden nach Süden der Länge nach das alte Indien, besteigt in Ceylon einen Dampfer und kehrt über Marseille und Paris endlich und vielleicht für immer nach Hause zurück. Man holt ihn nach Bunzlau, wo er an der Keramischen Fachschule es darauf abgesehen hat, wie er sich ausdrückt, „junge Leute zu erziehen, daß sie mit den Fingerspitzen arbeiten und nicht mit dem Gehirn.“

*

Wie beider Art und Leben so sind auch ihre Werke und es ist nicht äußerliche Unterscheidung noch allein Gradmesser des Temperaments und der Vitalität, sondern wesenhafte Kennzeichnung, festzustellen: daß in den Werken Kunkas die „Ruhe“ herrscht, in denen Theilmanns aber die „Bewegung“.

In allen Plastiken Theilmanns (soweit ich sie kenne) ist Handlung. Aber es ist keine erzählende, genrehafte oder gar programmatische Bildnerei; das Geschehen ist ihm auch nicht Anregung oder Vorwand für künstlerische Betätigung, noch attributives Beiwerk: es ist Wesen und Inhalt des Werkes selbst. Das Seelische, das Persönliche ist Theilmann nicht an sich wichtig; es gewinnt für ihn erst Bedeutung durch die Art, in der es sich beweist. Theilmann bleibt nicht an der „Oberfläche“, er betrachtet die Dinge nicht; er erfährt ihr Wesen nicht durch ihr äußeres Sein und Bild sondern durch das ihnen wesenseigene „Tat-Vermögen“. Damit schaltet er — ob bewußt oder unbewußt — zwischen Schauen und Schaffen eine Überlegung ein; er beantwortet sich erst die Frage: was geschieht, wenn die der Idee des (beabsichtigten) Werkes ent-

sprechende Energie sich sichtbar äußert? Diese Äußerung, nicht das Ding selbst ist dann Gegenstand seiner Schöpfung. Seine Kunst, die Plastik, ist ihm also nichts mehr und nichts weniger als die von ihm gestaltete Erscheinungsform nicht der Dinge, sondern der sie bewegenden seelischen Energien und Ideen.

Wo andere einen Männerakt schaffen, entsteht unter seinen unruhvollen Händen „Prometheus“. Wie dieser Mann, dieser Gott, in der Linken das segenspendende Feuer schwingend, kraftvollen Schrittes den Berg hinab zu den Menschen eilt, das ist nicht irgend eine mythologische Kolossalfigur, das ist Gestaltung eines mächtigen lebenzeugenden Willens schlechthin.

Selbst ein so zur Darstellung verharrender Ruhe drängender Vorwurf wie ein Denkmal für die Gefallenen wird bei Theilmann zu einem, wenn auch leidvollen Geschehen. Er sieht nicht den toten Krieger als Symbol heldischen Sterbens, er sucht in der Darstellung des Helfens und Tragens das für- und Miteinanderstehen der Millionen unbekanntem Soldaten zu versinnbildlichen. Sogar dort, wo er — wie im Kieselbronner Denkmal — den stehenden Erzengel Michael in Unbeweglichkeit verharrend bildet, ist lebendigstes Geschehen: der entschlossen starr nach rechts gerichtete Blick, die drohende Gebärde, mit der die starken Hände das Flammenschwert umklammern, das wuchtig lastende Stehen auf dem sich krümmenden Wurm: das alles ist nicht Abbildung gegenständlichen Seins, sondern Gestaltung eines auf ein bestimmtes Ziel gerichteten tatbereiten Abwehrwillens.

*

Im Gegensatz zu Theilmann erspürt Kiunka die Wesenheit der Dinge nicht in ihrem gedanklich erfassbaren energetischen Vermögen als vielmehr in ihrer sichtbaren Erscheinung. Sein Sehen und damit sein Schaffen ist rein kontemplativer Art: er vermeidet den Umweg über den klärenden Gedanken und empfindet im Schauen Wesen und Urgrund der Erscheinungswelt. Die so von ihm im Sichtbaren intuitiv empfundenen seelischen Inhalte und Werte gestaltet er unmittelbar durch die Form; und da nirgendwo in der Natur sich Seelisches so klar und sinnfällig äußerlich kundgibt wie in den Zügen des menschlichen Antlitzes, so drängt Art und Veranlagung ihn naturgemäß zum Porträt.

Zwar hat er auch im figürlichen und ganz besonders in der Medaillenkunst Wertvolles geschaffen, doch das Porträt ist unbestritten das seiner Wesensart zu tiefst entsprechende Arbeitsfeld und wird es auch wohl immer bleiben. Hier hat Kiunka Werke geschaffen, die ihn in die erste Reihe deutscher Porträtbildner stellen.

Kennzeichnend für ihn ist die Sicherheit, mit der er Material und Technik seiner jeweiligen Aufgabe anpaßt, und die Sorgfalt seiner plastischen Modellierung und flächenbehandlung, die aber bei ihm nicht als kleinliche Pedanterie erscheint, vielmehr als eine seiner Schaffensart entspringende künstlerische Notwendigkeit. Denn wie ihm allein die äußere Erscheinung Mittler seelischer

Werte ist, so ist er gezwungen, der Vielfalt dieser Erscheinungen bis in ihre scheinbar nebensächlichen Einzelheiten nachzugehen und dazu bedarf es reicher und wandelbarer Gestaltungsmittel, die Kiunka aber mit unerhörter Gewissenhaftigkeit, Anpassungsfähigkeit und Beherrschung des Technischen meistert. Ob er den Kopf des Führers aus dem Marmorblock schlägt, den Kopf Görings in Bronze gießt, eine mondäne Frau oder ein zartes Kinderköpfchen in Wachs bildet: immer entspricht Material, Formung und Art der Behandlung dem Wesen des Werkinhalts und dabei scheint doch alles formale den Bedingungen technischer Absichtlichkeit entrückt und zu einem Bild größter künstlerischer Geschlossenheit gefügt. So wird das Technische bei ihm niemals Selbstzweck; es bleibt bei ihm Mittel, das ihn um so Größeres gelingen läßt, je weniger er beabsichtigt, damit besondere „Wirkungen“ zu erzielen. Wohl könnte man fürchten, daß er sich von seinen handwerklichen Fertigkeiten auf diesen Weg drängen ließe. Daß er ihn niemals gehen wird, davor bewahrt ihn sein allen Effekthaschereien feindlich gesinntes Künstlertum; es ist vielleicht aber auch der Grund, daß andere, die in dem Einsatz ihrer Mittel nicht so zurückhaltend und keusch sind wie er, ihn an äußeren Erfolgen zu überflügeln scheinen. An Ehrlichkeit und Treue zu sich selber übertrifft ihn keiner.

*

Eine Gegenüberstellung ihrer Arbeiten läßt mehr noch als Worte die grundverschiedene Eigenart der beiden Künstler erkennen. Man vergleiche nur Theilmanns „Prometheus“ und seine „Drei Soldaten“ mit den Arbeiten Kiunkas „Kopf des Vaters“ und „Bildnis des Malers Wasner“!

Schon das Ausmaß — hier die natürliche Lebensgröße, dort vier Meter hohe, ins „kolossale“ gesteigerte Figuren — zeigt grundsätzliche Unterschiede und offenbart die sich im Ding selbst erweisende Gestaltungskunst Kiunkas gegenüber dem das „Natürliche“ sprengenden und übersteigernden Schöpferwillen Theilmanns.

Theilmann ist kein Mensch, der „Maß hält“. Was kümmert es ihn, ob ein Kopf auch einmal zu klein ist im anatomischen Verhältnis, wenn dadurch der Rhythmus der Bewegung geschlossener und pointierter erscheint? Was kümmert es ihn, ob er eigenwillig die vom Grabenschlamm durchtränkten Kommissstiefel bis in die kleinsten Lederfalten hinein liebevoll und vorbildgetreu durchmodelliert, die übrige Bekleidung aber, Rock und Mantel in großflächiger, alle Einzelheiten übersehenden Art behandelt? Er will ja nicht unmittelbar durch die sichtbare und gestaltete Erscheinung wirken, sondern — wie wir sahen — durch die in dieser Erscheinung sich ausdrückenden „Bewegung“. Die nur allein ist ihm wichtig; er unterstreicht, was den Eindruck des Bewegenden verstärken kann und mildert und schwächt, was diesen Eindruck hemmen könnte.

So verzichtet er bei dem vom Berge herabfallenden Prometheus ganz auf eine Einzelheiten kennzeichnende Oberflächenbehandlung; er läßt die Oberfläche roh; das Licht findet keine ruhige Fläche, in der es sich behaglich

spiegeln könnte; an tausenderlei Unebenheiten bricht es sich und verstärkt in diffuser Unruhe den durch die allgemeine Formgebung gestalteten Eindruck des kraftvollen und ungestümen Vorwärtstürens.

*

Bei Kiunka bleibt das formale nicht Mittel zur visuellen Vermittlung eines geistige Energien offenbarenden Bewegungs-Vorgangs, sondern wird Wesen und Inhalt künstlerischen Schaffens. In einer Plastik Kiunkas können unsere Blicke wandern und suchen wie in einem menschlichen Antlitz; und wie dieses nicht trotz, sondern häufig gerade wegen der Vielfalt und Verschiedenartigkeit seiner Einzelheiten eine in sich geschlossene geistige und seelische Einheit verrät, so bringt die Meisterschaft Kiunkas es zuwege, mag er auch jeden Zug, jede Falte, die Energie des Mundes, die Härte des Kinns, die Verträumtheit der Augen mit liebevoller Sorgfalt in ihrer Verschiedenheit und Eigenart herausarbeiten, daß sich das Ganze doch zu einem einheitlichen Kunstwerk formt, zu einem in seiner Wirkung und Überzeugungskraft oft erschütternden Bilde menschlicher Wesenheit. Besser als Worte überzeugen die Köpfe, etwa der seines Vaters oder der des Malers Wasner den Betrachter von der Fähigkeit Kiunkas, Menschen nicht nur zu sehen und zu erkennen, sondern sie auch so zu formen und zu gestalten, daß wir ihre Menschlichkeit erleben, als offenbare sich uns ein sonst unzugängliches Geheimnis. Form wird Leben, und die kleinsten, in der Wirklichkeit oft übersehenen Unscheinbarkeiten werden Symbole, die Schicksale und Leidenschaften verraten und aufdecken. Kiunka ist ein Mystiker der Form, wie Böhme ein Mystiker des Wortes war.

*

Kiunka und Theilmann: zwei Meister der Bildhauerkunst, auf die Schlesien stolz ist. Möge Schlesien sie sich zu erhalten wissen, auch wenn die andern sie als die erkannt haben werden, die sie sind.



Medaillen von Johannes Kiunka

VOLKSFUNK

so wie wir ihn verstehen!

Von Hans Krieger, Präsident der Reichsrundfunkkammer, Kultursenator

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit haben führende Männer des deutschen Rundfunks erklärt, daß das Ziel ihrer Arbeit die Schaffung eines wahren und echten Volkswunks sei. Oberflächliche und dem Rundfunk nicht gerade sympathisch gegenüberstehende Kritiker legten den Begriff „Volkswunk“ dahingehend aus, daß nunmehr die Sendungen des deutschen Rundfunks dem Massengeschmack des breiten Volkes fast ausschließlich Rechnung tragen würden, daß damit naturnotwendig eine erhebliche künstlerische „Niveau“senkung verbunden sei und daß schließlich „Volkswunk“ nichts anderes sei, als die Arbeitersendungen des Systemrundfunks, nationalsozialistisch gefärbt. Ob mit Absicht oder ohne Absicht, sie setzten Volk gleich Masse, und auf dieser liberalistischen Überzeugung gründete sich ihre Beweisführung.

Die deutschen Rundfunkintendanten verstanden jedoch unter „Volkswunk“ den Rundfunk der deutschen Volksgemeinschaft, dessen Sendungen alle diejenigen ansprechen sollten, die sich zur deutschen Sprache, zur deutschen Kultur, zum deutschen Volkstum bekennen, ohne Rücksicht auf politische oder geographische Grenzen und Staatsbürgerschaft.

Die deutsche Muttersprache und das deutsche Lied waren die beiden Bänder, die vor allen anderen die Menschen deutschen Blutes als Inseln inmitten fremden Volkstums umschlungen und festhielten. Der Zahn der Zeit und die Umwelt nagte an ihnen. Die innige und stete Verbindung mit dem Mutterland, von wo Sprache und Lied hätten erneuert und wieder belebt werden können, war zum Teil verlorengegangen. Deutsche Zeitungen, deutsche Filme, Theater und Orchester waren in diese Inseln schwer hineinzubringen, gar nicht zu reden von den vielfachen Schwierigkeiten, mit denen die Schulen in diesen Gebieten fertig werden mußten.

Da entstand plötzlich im Rundfunk ein Instrument, das auf Grund seiner technischen Möglichkeiten wie ein Arm über die dazwischenliegenden Räume und Gebiete hinweg in diese Inseln hineingreifen konnte, um den dort lebenden Volksgenossen die zur Existenz notwendige kulturelle Nahrung zuzuführen. Wer einmal in einem kleinen Ort der Zips oder in Siebenbürgen einen deutschen Reichssender abhören konnte, dem ist das Wesen des Rundfunks erst richtig klargeworden und man stellte fest, daß dort unsere dankbarsten Hörer sitzen. Jede deutsche Sendung wurde diesen Menschen zu einem Gebet.

Der Reichsfender Breslau weiß um diese Dinge. Es heißt seine Aufgabe verkennen, wenn angenommen wird, daß er lediglich die in seinem Sendebereich wohnenden Reichsdeutschen zu betreuen, zu unterhalten und zufriedenzustellen hätte. Nein, das Gegenteil ist der Fall. Hörerbriefe, von Egoisten geschrieben, zeigen uns immer wieder, daß nicht oft genug diese Tatsache ausgesprochen werden kann. Es gibt eben leider noch Leute, die von der Existenz Millionen deutscher Volksgenossen in Südosteuropa, außerhalb der Reichsgrenzen, keine Ahnung haben und glauben, für ihre zwei Mark Rundfunkgebühren nur die Erfüllung ihrer rein persönlichen Wünsche vom deutschen Rundfunk verlangen zu dürfen. Nein, der nationalsozialistische Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!“ gilt nicht nur für das Materielle, sondern ebenso sehr für das Ideelle.

Schlesien als Provinz hat eine Bevölkerung von rund 4 500 000 Seelen. Davon sind rund 450 000 postalisch gemeldete Rundfunkteilnehmer. Außerhalb der Grenzen Schlesiens aber, in dem südosteuropäischen Raum, den der Reichsfender Breslau mit seinen hundert Kilowatt nachweisbar bestreicht, wohnen 6 125 000 Menschen deutschen Blutes, und zwar:

In der Tsch e ch o s l o w a k e i	
mit den Sudetendeutschen, den Deutschen in Böhmen, in Mähren und in Schlesien, den Deutschen in der Zips, Iglau, Schönhengstgau, Budweis, Gultschin und Karpaten-Ruthenien	3 500 000
in P o l e n	
mit Ostoberschlesien und Posen	475 000
in U n g a r n	
mit der Schwäbischen Türkei	600 000
in R u m ä n i e n	
mit dem rumänischen Banat, Siebenbürgen, Dobrudscha, Bessarabien und Bukowina	800 000
in J u g o s l a w i e n	
mit Gottschee, Batschka und Jugoslawischem Banat	750 000

Die Zahl der Rundfunkhörer dürfte gleich groß sein wie in Schlesien, wenn man berücksichtigt, daß das Vorhandensein einer kleineren Anzahl von Geräten aufgehoben wird durch die viel intensivere Hörfreudigkeit der Grenz- und Auslandsdeutschen.

Die Vorliebe des Reichsfenders Breslau für das gesprochene Wort, insbesondere für das Hörspiel, resultiert aus dieser Erkenntnis. Der Hörer im Reich verlangt Musik und zwar zu 80 Prozent reine Unterhaltungsmusik. Der Hörer aber draußen will die Laute seiner Muttersprache an sein Ohr dringen lassen. Die Tagesnachrichten sollen ihm zeigen, wie es heute im nationalsozialistischen Deutschland aussieht und da er sie aus erster Hand

erhält, auch beweisen, daß die Nachrichten, die ihm fremde Zeitungen übermitteln, falsch sind.

In Hörspiel und Hörfolgen will er die großen Werke deutscher Dichtkunst kennenlernen. Da kann er stundenlang zuhören, während viele Hörer im Reich ja bekanntlich von dieser Sendeform überhaupt nichts wissen wollen. Was diese sich leicht und bequem durch das Lesen von Zeitungen und Büchern, durch den Besuch von Theater und Film, aneignen können, ist ja dem Hörer da draußen so gut wie verschlossen.

Aus der ihm aufgezwungenen fremden Amtssprache flüchtet er zu seinem Lautsprecher, um sich mit seiner Heimat in der Muttersprache zu unterhalten. Jedes Wort hat für ihn Leben; es regt seine Phantasie an, sich von dem Land, woher diese Laute kommen, die schönsten Bilder zu machen. Die Heimat wird so wieder zu seinem sicheren seelischen Besitz.

Bei keiner künstlerischen Einrichtung ist die Zuhörerschaft so bunt durcheinander gewürfelt, wie beim Rundfunk. Sie rekrutiert sich aus allen Berufen und Ständen, aus den verschiedensten Altersschichten, aus Menschen mit guter und Menschen mit schlechter Auffassungsgabe, aus Menschen, die für jede Art von Kunst empfänglich sind und aus solchen, die gar kein Verständnis dafür haben oder aber auch haben wollen. Es ist daher verständlich, wenn behauptet wird, daß der Rundfunk bei dieser Struktur der Hörerschaft es keinem recht machen kann.

Nun, mir scheint, daß es dennoch Dinge gibt, die gerade und nur allein dem deutschen Menschen eigentümlich sind. Herz, Gemüt und Seele, Heimatliebe sind die Faktoren, die aus der verschiedenartig zusammengefügte Hörerschaft eine geschlossene Gemeinde machen, wenn man an sie appelliert. Der Reichsfender Breslau hat sich diese Aufgabe gestellt und folgerichtig ausgeführt. Das Echo unserer Sendungen für die Grenz- und Auslandsdeutschen beweist, daß er auf dem richtigen Wege ist.

Mit diesem Bekenntnis zu den ewigen Werten unseres Volkstums und unserer Volksgemeinschaft ist Sinn, Ziel und Richtung des deutschen Volkswalks charakterisiert. Den Begriff „Gesellschaft“ im Systemrundfunk hat der nationalsozialistische Rundfunk durch den Begriff „Gemeinschaft“ ersetzt.

Die Deutschen dort draußen sind Vorpösten; in ihnen darf das Gefühl des Allein- und Verlassenseins niemals aufkommen. Der deutsche Rundfunk ist der Meldegänger, der Essenträger; auf seine Nachrichten, auf seine seelische Nahrung warten täglich hoffnungsvoll Millionen.



DER FILM

auf dem flachen Lande

Von Gaufilmstellenleiter H. Steger

Es ist nicht lange her, da nahmen die Volksgenossen draußen auf dem flachen Lande an den Leistungen des deutschen Kultur- und Geisteslebens im wesentlichen durch das gedruckte Wort — Buch und Zeitung — teil. Nur selten kam das Wandertheater zu ihnen, und als der Film an Bedeutung gewann, das Wanderkino.

Was da dem Besucher geboten wurde, kann man aber keineswegs als deutsches Kulturgut bezeichnen.

Der Film der Systemzeit war eben nichts anderes als das Ausbeutungsmittel gewissenloser Geschäftemacher, und nur selten traute sich ein besonders Mutiger mit einem Werk an die Öffentlichkeit, das einigermaßen den Ansprüchen genügte, die wir Nationalsozialisten an den Film stellen.

So kam es, daß die Wandervorführer, selbst nur Geschäftsleute, mit keiner anderen Absicht als der, Geld zu verdienen, den Bewohner des flachen Landes mit Reißern und Kitschfilmen beglückten.

Ich will durch diese Behauptung diesen Unternehmern nicht zu nahe treten, denn sie wußten es nicht anders, als daß der Film eben Geschäft war. Diese Ansicht zu revidieren war nicht ihre Aufgabe, sondern Sache der zuständigen Stellen.

Die Größe des Unheils, das mit diesen Praktiken angerichtet wurde, wird einem erst klar, wenn man bedenkt, daß es allein in Schlesien ca. 1500 Orte ohne festes Lichtspieltheater gibt, die schon in finanzieller Hinsicht Filmvorführungen ermöglichen.

Millionen von Volksgenossen wurden auf diese Weise mit den geistigen Ausgeburten volksfremder und verantwortungsloser Individuen verseucht.

Diesem Treiben setzte der Sieg Adolf Hitlers ein Ende.

In der Erkenntnis, daß der Film eines der geeignetsten Instrumente zur Übermittlung nationalsozialistischer Ideengutes ist, wurde ihm im Dritten Reich eine gewaltige Aufgabe gestellt. Es soll hier nicht aufgezeigt werden, was schon alles auf diesem Gebiete geleistet worden ist, weil dieser Artikel, wie schon der Titel besagt, sich mit dem Film auf dem flachen Lande befaßt. Dort, wo es am notwendigsten war, die bis Januar 1933 herrschenden Zustände radikal zu ändern, griff die NSDAP. mit gewohnter Präzision und Schlagkraft ein.

Wenn auch schon vor der Machtübernahme in den einzelnen Gauen Landesfilmstellen errichtet wurden, deren Aufgabe es war, mit Schmalfilmgeräten auf das Land hinaus zu gehen und den Kampf der Parteigenossen zu unterstützen, so brachte das Jahr 1933 den Ansatz zur gewaltigen Arbeit dieser Parteidienststellen.

Das ganze Land wurde mit einer straffen Organisation überzogen. In jeder Ortsgruppe und in jedem Stützpunkt sowie bei jeder Kreisleitung wurde ein Mann eingesetzt, dem die Betreuung der ausgewählten Spielorte obliegt.

So ist es in Schlesien heute möglich, jeden zweiten Monat in rund 1200 Spielorten einen Film vorzuführen, der in allem dem entspricht, was wir von ihm fordern.

In Hunderten von Dörfern wurde auf diese Weise überhaupt zum erstenmal ein Film gezeigt.

Die Wirkung war oft überwältigend. Männer und Frauen, die nichts anderes kannten als Arbeit und Sorgen, deren ewiges Einerlei des Daseins nur durch die Reihe von Feiertagen unterbrochen wurde, lernten andere Gegenden kennen, sahen Menschenschicksale von erhabener Größe sich vollenden, und wurden bekannt mit den Gipfelpunkten des großen Geschehens in unserer Vaterlande. Deutsche Geschichte wurde für sie ein Bilderbuch, in das sie mit glänzenden Augen hineinschauten.

Und als der Führer im Film erschien, brachen oft die Besucher in ein begeistertes Heil aus, so als ob er sich mitten unter ihnen befunden hätte. Sie sahen ihn ja zum erstenmal.

Wenn dann zu später Nachtstunde der Tonfilmwagen das Dorf verließ, begleiteten ihn die Landleute und riefen ihm den Wunsch nach: „Kommen Sie bald wieder!“

Jetzt kommt alle acht Wochen der Film ins Dorf.

Die Begeisterung hat nicht nachgelassen und die Filmabende der Gaufilmstelle wurden zu einem Fest, das seinen ständigen Platz im Kalender bekam. Wie groß der Bedarf an Filmveranstaltungen war, geht daraus am besten hervor, daß 1933 drei, 1934 sieben, 1935 zwölf und 1936 achtzehn Tonfilmapparaturen eingesetzt werden mußten. Weit über eine Million Volksgenossen auf dem flachen Lande sahen in den letzten zehn Spielmonaten den guten deutschen Film.

Es werden nicht nur nationalsozialistische Tendenzfilme gezeigt, sondern es kommt jeder gute, weltanschaulich zu bejahende Film, vom ausgelassenen Bauernschwank bis zur tiefen Tragödie, von „Krach um Jolanthe“ bis „Friesennot“ zur Aufführung.

Jedes Programm wird von einem ausgezeichneten Kulturfilm, einem Bildstreifen aus dem Leben von Partei und Staat sowie einer aktuellen Wochenschau begleitet.

Hier erlebt nun der Landmann die Ereignisse tief und eindringlich und lernt mehr, als aus Büchern oder durch trockene Schulung.

So sind Tag für Tag 18 Männer mit unseren „roten Fließern“, mit unseren Tonfilmapparaturen und 4000 Meter Bildstreifen unterwegs, um den Volksgenossen deutsches Kulturgut zu übermitteln und dem Film das Land zu erobern.

Nachmittags kommt die Schuljugend und abends kommen die Erwachsenen. Manche Mutter und mancher vom Schicksal hart und still gewordene Bauer drücken unserem Vorführer die Hand, wenn sie ergriffen von dem, was sie in flüchtiger Stunde sahen, nach Hause gehen.

Ich weiß, daß unsere Vorführer überall gern gesehen werden, wenn sie kommen und daß man sie nur ungern ziehen läßt.

Über eine Million Besucher in den Filmabenden der Gaufilmstelle innerhalb einer Spielzeit von zehn Monaten, das ist kein Abbruch für die festen Lichtspieltheater, keine Konkurrenz für den Wanderunternehmer, das sind dem deutschen Film zusätzlich gewonnene begeisterte Anhänger.

Es kommen Theaterbesitzer zu mir, die sagen, daß der Besuch ihrer Veranstaltungen eine Steigerung erfahren hat, seitdem in der Umgebung ihrer Stadt die Gaufilmstelle arbeitet.

Die von der Reichsfilmkammer gesetzlich festgelegte 5-Kilometer-Sperrzone um jeden Ort mit einem festen Theater könnte meines Erachtens nach mit Erfolg für beide Teile aufgehoben werden. Dieser Ansicht ist man auch schon höheren Ortes, und die Sperrzone hat bereits eine wesentliche Lockerung erfahren.

Abschließend möchte ich noch erwähnen, daß der Einsatz der Gaufilmstelle auf dem flachen Lande von so sichtbarem Erfolg gekrönt ist, daß ich und meine Mitarbeiter sich glücklich schätzen, gerade an diesem Platz an dem Aufbauwerk des Führers mitzuschaffen zu dürfen.



Schlesische DICHTER lesen

Von Egon H. Rakette

Die Gaukulturwoche hat in ihrer bewußten Ausrichtung auf Oberschlesien eine besondere Bedeutung bekommen. In diesem Jahre läuft die Genfer Konvention, eine der letzten Beschränkungen aus dem Versailler Vertrage, ab und richtet die Blicke ganz Deutschlands auf diesen südöstlichen Zipfel des Reiches, dessen Bewohner vor 16 Jahren gegen die Bajonette und Maschinengewehre nur den Glauben an Volk und Reich zu setzen hatten und damit letzten Endes, trotz aller vielfältigen und schmerzenden Opfer, siegten. Verloren wäre dieser Kampf gewesen, wenn nicht in allen diesen Menschen ihr Volkstum so lebendig, so tief eingewurzelt, so angeboren deutsch gewesen wäre, daß sie aller Qual, aller Bedrückung zum Trotz ihre Zuversicht behalten konnten. Seine Stärkung, seine Förderung, seinen schönsten Ausdruck hatte dieses Volkstum in der Dichtung gefunden, einem Gustav Freytag, dem Sänger Joseph Freiherrn von Eichendorff und den Dichtern unserer Tage. In allem war es die Dichtung gewesen, die Schmach und Elend in Glauben und Gewißheit umsetzte, war es die Dichtung, die zum Freiheitskampfe eines Volkes das Flammenzeichen aufsteckte. Und darum erhält das Schrifttum, wenn es während der Gaukulturwoche herausgestellt wird, mit seiner Ehrung die neuerliche Dankbarkeit der Mitwelt für seine heroische Haltung in der Geschichte von Volk und Reich, die in nichts dadurch beeinträchtigt ist, daß eine schwache Generation in einer schon haltlosen, nun vergangenen Zeit nicht zu schweigen vermochte.

Die Gaukulturwoche beginnt — nehmen wir den Zufall als gewolltes Symbol — mit einer Lesung unter dem Titel „Arbeitsdichtung“, die am 4. April in Verbindung mit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in Hindenburg veranstaltet wird und Arbeiten von Hans Niekrawietz, Jörg Breuer und Herbert Schwarz bringt. Hans Niekrawietz, geboren 28. Februar 1896, ist erst spät in die Reihe derer getreten, die mit ihrem Schaffen größere Aufmerksamkeit errangen. Im Jahre 1932 erst veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband „Strophen von heute“, die noch stark all die Bitternis enthalten, die sich aus einem dreieinhalbjährigen Kampf an der Front und vierjähriger Arbeitslosigkeit in einem Menschen aufspeichern können. Aber schon der nächste Band „Kantate OS.“ bringt seinem Schaffen die innere Befreiung und den Aufbruch ins Bejahende seines notwendigen Weges. Die „Oderlieder“ folgen (wieder herausgegeben im „Oberschlesier“-Verlag, der für seine stille, horchende Arbeit besondere Anerkennung verdient), ausgefüllt von der besonnenen Liebe zu Schlesiens Strom, die schon kein Leid aus früherer Zeit mehr umschattet. Und dann schenkte er uns die „Bauern- und Bergmannsgesänge“, dieses Gedicht „Glückauf“, das allen Lebens Hast und Anstrengung, aller Tage Last und Mühsal zusammenschließt und umwandelt in die befreienden Worte der letzten Strophe.

Glückauf

Die Förderschale fällt.
Wir fallen mit.
Wir fallen tief.
Und was im Schöpfungstraum der Welt
Jahrtausend um Jahrtausend schlief,
hört unsern Schritt.

Und liegt für uns bereit
noch unzerstört
als Schatz im Berg.
faßt an!
Denn unser ist die Zeit,
und unser ist das ganze Werk —
daß ihr es hört!

Die Förderschale steigt.
Wir steigen mit.
Wir steigen auf.
Und was noch in der Tiefe schweigt,
horcht doch schon tatbereit hinauf
bei unserm Schritt.

Frontkämpfer wie Niekrawietz ist Jörg Breuer, der mit jungen Jahren hinausgezogen ist mit der lachenden Unbekümmertheit des Jungen und der inneren Verpflichtung, die den Menschen der Jugendbewegung in den Wandervogelregimentern eigen war. Daß er sich dieses Lachen behalten hat, ist schön und nicht zuletzt die Kraft, die den Ernst seiner Dichtungen wahr und ehrlich macht und ergreifend. Geboren am 22. Juli 1899, durchlief er alle Berufe, Schneider, Gärtner, Journalist, Goldschmied, Papierkaufmann und nun als Direktor, Dichter, Regisseur, Dramaturg und Kulissenschieber seiner Puppenspielbühne, die seit langem einen guten Namen hat. Sein Wesen, das ihn bei persönlicher Bekanntschaft jedem zum Freund macht, offenherzig, brüderlich-kameradschaftlich und schlicht, zeigt sich in seiner Novelle „Der Held“, dessen zweiten Teil er lesen wird und woraus wir hier eine Stelle abdrucken.

*

Schrader schüttelt dem wackeren Knirps die Hand und stolpert zurück. Die nächste Gruppe muß er erst zusammenholen, die hat ihren Führer zänkisch bereits ein paarmal gewechselt.

„Na wartet —, ihr werdet noch Disziplin in die Knochen kriegen!“ haucht sie der Unteroffizier an, während der Schneiderlehrling Schrader Tränen der Wut und Verzweiflung in die Augen bekommt. Und dann springt er, bereits aus Gewohnheit, wieder mit hinüber. Unterwegs fällt es ihm ein, daß er ja nicht immer mitlaufen kann und will schon umkehren, aber da hat er Angst, daß die jungen Rehböcke mit ihm umkehren würden —, so läuft er weiter.

Mit flimmern in den brennenden Augen, schweißstriefend kommt er wieder an den Ausgangspunkt zurück. Und so geht es weiter. Eine Gruppe schafft es allein —, eine andere —, es ist die Mehrzahl, ist durch das zermürbende Warten verängstigt, und Schrader springt und läuft und heht und jagt und weiß bald nicht mehr, was um ihn vorgeht. Er spielt einen Sankt Christopherus —, aber die Kinder, die er über die Fähriß hinübergeleitet, treu und sicher und unter steten Scherzworten, die aus der Tiefe seiner gutmütigen Helfernatur kommen, tauchen ihn wohl unter in die Flut des Schreckens wie in der Legende das Kind den riesigen Heiden —, aber niemals heben sie ihn empor zur beseligenden Erlösung, wie jenes den getreuen Fährmann. „Wieviele sind es denn noch?“ keucht er einmal, beinahe zusammenbrechend, wie er zu einer frischen Gruppe zurückkehrt.

Da fängt einer an zu heulen, schreit los und läßt das Gewehr fallen und gebärdet sich wie ein bockiges Kind. Schrader steht dabei und hebt mit zitternden Händen das Gewehr auf. Dann steht er, schwer darauf gestützt, um gradestehen zu können, vor dem in Angst zurückweichenden Jungen, der jetzt bettelt: „Lassen Sie mich zurück, Herr Unteroffizier! — Ich bin krank, Herr Unteroffizier! Bestimmt! — Sie können es mir glauben —, ich lüge nicht, Herr Unteroffizier!“

„Maul halten!“ krächzt Schraders Stimme, heiser vor Erschöpfung. Dann aber ist Güte in der rauhen Stimme. Güte und Entschlossenheit. „Du bist ja gar nicht krank, mein Junge! — Du bist ja so gesund! — So sehr gesund! — Angst hast du —, gib's doch zu!“

Der Junge schüttelt den Kopf und flennt.

„Da —, nimm erst mal dein Gewehr wieder und komm mit rüber. Sollst sehen —, da drüben ist es viel gemütlicher! — Siehst du —, ich habe ja auch Angst! — Aber guck doch, es ist doch noch keinem was geschehen! Sieh mal —, wir beide —, wenn wir beide noch schlapp machen wollten —, was sollten denn da die andern tun? — Siehst du —, wenn du flennst —, wird halt ein anderer das Eisern kreuz kriegen —, kleiner Junge!“

Der Junge schluckt und schluckt —, aber er lächelt unter den Tränen.

„So, und nu gib mir mal die Patsche! — Mir kann nischt passieren —, ich bin ja in der Lebensversicherung! — Kerls —, Achtung —, los!“

Nun kann der Junge laufen! Schneller als der schlappe Unteroffizier, den er nun beinahe an der Hand ziehen muß.

„Siehste!“ sagt Schrader drüben und gibt ihm einen Schubs.

„Ja, ja“, spricht der Junge und flennt wieder, aber in den Augen steht die Freude. Auch er wird ein Krieger werden.

*

H e r b e r t S c h w a r z, 1905 geboren, hat den Krieg nicht an der Front mitgemacht, aber er war wach genug, um die Not und Qual seines Volkes schon in jungen Jahren zu empfinden und fruchtbar werden zu lassen. Und schließlich hat er die Müdigkeit und Mutlosigkeit dieser Zeit in der Inflation erfahren, die ihm die Hoffnung auf den erwählten Beruf durch Verlust der Studien-

mittel raubte. Dem „Oberschlesier“ fällt das Verdienst zu, ihn (wie er selbst freudig und lächelnd sagt) „entdeckt“ zu haben. Er blieb in aller Not Mann genug, geradezustehen, nicht die so viele Menschen betreffende Qual allein als seine anzusehen und hilflos daran zu verzweifeln. Sagt er es nicht in einer herzlichen Art in diesem Gedicht, das alle Zeiten umschließt und Trost sein kann manchem, der in Bitterkeit müde wurde und allen Willen aus sich verströmen ließ wie Blut aus einer Wunde?

Heimat

Da ich allein war,
Blickte die ganze Stadt
Starr mich an, wie ein Stein,
Der mir nichts zu sagen hat.
Häuser und Menschen erschienen
So kahl mir, so kalt und so neu,
Als ob ich mitten in ihnen
Ein Fremder sei.

Da wir uns fanden,
Strahlte mir jedes Haus
Wie durch Zauberschlag ein Lachen und Leuchten aus.
Und alles, was ich aus ihnen
Weiter erlauscht und erschaut,
Ist mir seitdem erschienen,
Als sei mir's lang vertraut.

Nun wir zusammengehen,
Ist mir im tiefsten klar,
Was jener Stunde Geschehen
Sinn und Erfüllung war:
Heimat — das ist am Ende
Nicht, wo die Häuser stehn —,
Nein, wo die Herzen und Hände
Zusammengehn.

Wo die Herzen und Hände zusammengehen... Die Herzen, die in ehernem Rhythmus marschieren sind, draußen in die Gräben, daheim in den Straßen. Und die Hände, die nimmer müde werden wollten, weil sie von dem Werk wußten, das getan sein mußte —, wenn nicht von ihnen selbst, dann von denen, die hinter ihnen kamen und deren Marschtritt ihnen schon wieder im Blute das folgen der nächsten Scharen lautwerden ließ. *Leonhard Hora*, von dem diese Blätter schon manches Gedicht brachten, bannt diesen, die Generationen überdauernden, sich aus dem Grabenerlebnis neu und bewußter überliefernden Glauben in Verse, die leidenschaftlich zur Gefolgschaft rufen und in gleicher Weise Rechenschaft fordern wie sie mit Lorbeer schmücken.

Der Frontsoldat spricht

Ob glühender Haß
höllisch zischender Flammenspeier
eure zuckenden Leiber zerfraß,
ob Schrapnelle wie gierige Satansgeier
in donnernder Nacht eure Herzen zerrissen,
ob qualmende Pest eure Lungen zersetzte,
ob kalter Leuchtkugelglanz euch in den Stacheldraht hegte,
Kameraden:

Ihr seid Deutschlands Gewissen!

Ich trage

eure stumm zerbissene Klage,
euer trostlos verblutetes Leid
im Herzen für alle Ewigkeit!
Noch zuckt mir im Leibe der jähe Fall,
tigersprungsschnell.

Noch hämmert im Ohr der erschütternde Knall,
beißendgelb, toddunkel, grellrothell.

Noch ballt die Faust sich zu klammerndem Griff,
wenn stahlharter Wille zum Anspruch pfliff.

Wenn uns Granaten mit brausendem Netz überspannten,
die Lüfte bis zu den Sternen lohten und brannten,
dann riß die glühende Erde unter dem Schrei
keuchender Stürmer stöhnend entzwei.

Kameraden:

Eure Taten

sind Deutschlands eiserne Türme!

Ich aber trage den stählernen Klang,
den wilden, dröhnenden Todesgesang
unserer blitzenden, flammenden Grabenstürme,
wie ein heiliges Sakrament,

das funkelnd im Schein eures Blutes brennt,
hervor aus den rasselnden Bergen rauchender Scherben —
für unsere Jungen!

Denn unsere Jungen wuchsen zu Erben!

Ja, Erben werden! Diese Verpflichtung steht über dem Schaffen jedes rechten Menschen und der Dichter zuerst! Diese Worte stehen auch über den Dichtungen derer, die hier aus Raumangel nur namentlich genannt sein können: des Kriegsdichters Siegert, des Oberschlesiens Rudolf Fiksek und des Meißners Erich Rosner, die in Meisse zu Wort kommen. Erben werden — die Verpflichtung erfüllen, die die Wegbereiter einer großen Zeit uns auferlegten!

Hans von SCHWEINICHEN

Das neue Volksstück von Hans Christoph Kaergerl wird im Rahmen der Schlesischen Gaukulturwoche 1937 am Dienstag, dem 6. April, im Oberschlesischen Landestheater uraufgeführt.

Wir bringen einen Vorabdruck, einen Teil des zweiten Aktes. Die Szene ist in der großen Halle beim Wirt „Zum Greulich“ in Köln. Die handelnden Personen sind: Herzog Heinrich zu Liegnitz, sein Hofmarschall, Ritter Hans von Schweinichen, der Landsknechtshauptmann Braun, dem Schweinichen bei Würzburg das Leben gerettet hat. Ferner: Niesemauschel, Schweinichens Feldhauptmann und besonderer Vertrauter, der Pater Clemens, der Wirt „Zum Greulich“, ein Richter des kurfürstlichen Gerichts zu Köln und andere.

Herzog: (lachend) Da sehe er mich an! Wohin ich gehe und stehe, stehe ich in Schulden! Es raschelt wie Laub um die Füße. Und wohin wir kommen — zu Fürsten, Grafen und Bischöfen und Räten — sitzen sie gemästet an ihren Tischen und zählen ihr Gold. Ein Herzog zieht vorüber in den Krieg. Was können wir an ihm verdienen? — Ich bin nur ein Narr für sie alle.

Schweinichen: Fürstliche Gnaden, die Zeit wird kommen, da man eure Gedanken erkennen wird.

Herzog: Ach, Hans, du glaubst ja selbst nicht daran.

Schweinichen: Fürstliche Gnaden — wenn ich den Glauben nicht hätte, was hielte mich hier?

Herzog: Und ich sage dir doch, es fehlt dir der Glaube. Oder glaubst du, daß ich heute noch hier aus Köln heil herauskomme? Der Kaiser verbietet meinen Landständen, mir Hilfe zu senden. Alle Fürsten und Bischöfe empfangen mich mit Pauken und Trompeten und lassen mich dann mit leeren Taschen wieder ziehen. Der Kölner Kurfürst läßt mich von einem elenden Wirt vor das Gericht schleppen, der Rat schickt mir Wein statt Geld — heut nimmt man mir Roß und Wagen und treibt mich als verlumpten fahrenden Gesellen aus der Stadt! Glaubst du da immer noch an mich?

Schweinichen: Ja, Herr, ich glaube!

Herzog: An den Himmel, der goldene Taler regnen läßt, glauben ja nicht einmal die Kinder, und die Kunst meines großen Schweinichen, aus steinernen Herzen noch Gold zu pressen, ist zu Ende.

Schweinichen: Und wenn sie nicht zu Ende wäre?

Herzog: Träume nicht, Hans!

- Schweinichen: fürstliche Gnaden — wenn es sein muß — ich kann mich auch ans Klofter verkaufen, die brauchen einen Bettelgrafen. Gebt mir Urlaub!
- Herzog: Hans — du bleibst ein Bauer!
- Schweinichen: Was ihr denkt, fürstliche Gnaden, das kümmert mich jetzt nicht. Wir müssen raus aus Köln! Wenn die uns ausmisten, fürstliche Gnaden, dann haben die Schwarzen wieder gesiegt. Das darf nicht sein!
- Herzog: Es will mir's ja keiner glauben.
- Braun: (klopft Schweinichen auf die Schulter) Mache dir keine dummen Gedanken, Schweinichen! Dich bring ich schon heil heraus. Ich habe es dir in die Hand gelobt — die Würzburger Sache wird gut gemacht.
- Schweinichen: Warte mal, Braun! — Wenn das dein guter Wille ist — hier! Jetzt mache was gut! Ich selbst will nicht. Aber unsere Ehre, unser Glauben — Braun — steht auf dem Spiele! Es sind bloß 2500 Taler. Soll denn die ganze Welt sich ins Fäustel lachen? für 2500 Taler ist ein lutherischer Fürst zur Strecke gebracht?
- Braun: Das wäre meine Fähnleinskasse!
- Schweinichen: Das Doppelte bringt es dir ein!
- Braun: fürstliche Gnaden wollen nicht schlecht von mir denken, aber es wäre mein alles.
- Herzog: Habe ich euch darum gebeten? Ich will euer Geld nicht sehen.
- Schweinichen: Aber mir wolltest du doch helfen, Braun? Willst du mir dein Geld geben?
- Braun: Wenn du mir mit deinem Lehen mit Leib und Leben gut sagst — ja!
- Schweinichen: (schüttelt ihn) Braun, alter, guter Kerl! Du hast's also? Junge! Dort steht der Herzog! Der ist dir tausendmal gut mit Berg und Burgen, Land und Leuten!
- Braun: Ein Herzog, der in den Krieg reitet, Schweinichen, reitet immer auf einem mageren Kappen.
- Schweinichen: Mehr kann dir nicht geboten werden.
- Braun: Weißt du, Schweinichen, der Bauer frist nur, was er kennt. Ich bin halt auch nur ein Bauer.
- Schweinichen: Braun! Ich bin arm. Ich habe weder Gut noch Lehen.
- Braun: Schade.
- Schweinichen: Hermsdorf, wo mein Weib und Kind auf mich warten, gehört meinem Weibe so gut wie mir.

- Braun: Bin nie dagewesen, aber für dein Gut — Schweinichen — sei es!
- Schweinichen: Ich kann nicht Weib und Kind zu Bettelleuten machen.
- Braun: Ich denke, der Herzog ist dir gut dafür?
(Draußen neue Unruhe. Es wird an die Türen geschlagen. Schweinichen eilt zur Tür und riegelt sie ab.)
- Schweinichen: Es darf jetzt keiner herein!
- Herzog: (am Fenster) Sie kommen wie die Schaben durch alle Ritzen! — Aha, der hohe kurfürstliche Appellationsgerichtshof! (er schwingt seinen Hut) Ich grüße dich, schönes Köln! Du hast den Ruhm für dich, einen deutschen Fürsten zum Bettler zu machen! Laß die Fremdlinge nur herein!
- Schweinichen: (zu Braun) Siehst du denn nicht, wer er ist? — Braun! In deiner Hand liegt ein ganzes Schicksal — unser Glaube — unser Reich!
- Braun: Dir hätte ich gern geholfen!
- Wirt: (von draußen) In meinem Hause hat niemand das Recht, das Haus zu schließen. Das ist gegen Gesetz und Recht.
- Herzog: Lasse sie herein, Hans!
- Schweinichen: (stemmt sich mit dem Rücken gegen die Tür) Eher kommt hier niemand über die Schwelle, ehe wir hier nicht fertig geworden sind. Fürstliche Gnaden — ihr müßt mir Urlaub geben! Ich will katholisch werden — Himmel — so hilf mir doch!
- Wirt: (von draußen) Ich lasse die Tür eintreten!
- Schweinichen: Bin ich denn so weit von daheim weg, mein Gott, daß du mich nicht mehr hören willst?
- Braun: Ich will dir doch helfen, Schweinichen!
- Schweinichen: Gott — so hörst du's — ich büрге — mit dem — Lehen meines — Weibes — mit dem Gute — meiner Kinder — mit Leib und Leben für 3000 Taler!
- Braun: Schweinichen! Besinne dich!
- Schweinichen: (reißt jetzt die Tür auf) Und nun hereinspaziert, meine Herren!
(Der Herzog dreht den Eintretenden den Rücken zu. Zuerst stürzt der Wirt herein, hinter ihm die Herren des Gerichtshofes.)
- Wirt: (zu den Richtern) Nun, habt ihr euch selbst überzeugt, wie ich in meinem eigenen Hause gehalten werde? Hat mich nicht eben dieser Ritter von Schweinichen mit dem Bruder Clemens zu euch geschleppt, um uns vor euch zu verklagen? Da seht ihr, was sein Wort ist! Hier steht er vor euch, der größte Pumpkönig der Welt! Haltet die Taschen zu, auf daß er euch nicht den letzten Groschen herauszaubert! — Und dort, meine hoch-

- edlen Herren, steht Seine fürstliche Gnaden! Achtzehn Wochen läßt man mich armen Mann auf die Bezahlung der Schulden warten.
- Schweinichen: Schafft uns diesen Wurm aus der Halle! — Wir danken für euer Kommen, aber eure Mühe ist umsonst — wir zahlen!
- Wirt: (lacht) Ahahahaha! Wir zahlen! — Ja, mit Hasendreck und Ziegenspeck!
- Schweinichen: Ich bitte die hohen Herren um Schutz vor diesem kreisenden Floh.
- Wirt: Da habt ihr ihn! Er lebt von anderer Leute Geld und bezahlt mit Spott und Hohn!
- Richter: Darf ich die hohen Herren bitten, mit mir durch Hof und Stall zu gehen? Ehe alles versiegelt übernommen werden kann, muß zu Protokoll gegeben werden, daß Ross und Reiter wohlbehalten sind.
- Wirt: (öffnet kriecherisch die Tür) Davon kann der hohe Rat völlig überzeugt sein.
- Richter: Wollen eure fürstlichen Gnaden sich nicht selbst unterrichten und sich uns auch anschließen?
- Herzog: (wendet sich zum ersten Male zu den Richtern um) (mit herablassender Geste) Ei siehe da! Da sind Herren gekommen, die sich meine Kasse und Wagen beschauen wollen! Es will mir ein Vergnügen sein, euch zu zeigen, was ein Herzog nach Köln brachte.
(er geht vor den Richtern durch die Tür, ohne den Wirt zu beachten. Die Richter folgen ihm nach.)
- Braun: Wenn du wahrhaftig alles aufs Spiel setzen willst, Schweinichen, dann bitte ich nur um Brief und Siegel — vielleicht hat dein Glauben doch recht!
- Schweinichen: (klatscht in die Hände) Ist denn keiner mehr im Hause?
- Magd: (mürrisch in der Tür) Wünschen der hohe Herr von mir wieder unterhalten zu werden?
- Schweinichen: (brüllt) Meinen Schreibkasten! Tinte und Siegellack!
- Magd: So ein Grobian! (wirft die Tür zu.)
(die Mitteltür wird aufgestoßen)
- Niesemauschel: (mit einem kleinen Schwips, erscheint Arm in Arm mit Pater Clemens und singt)
- O du mein, i du mein,
o du mein, i du mein
o du mein einziger Hans!
- Pater Clemens: Ein Wein war das! Eine Blume, so schön wie die Bäckchen einer Jungfrau!

Niesemauschel: Ach, was verstehst du von eener Jumper! Genau asu viel wie ich vom Himmel!

Schweinichen: (streng) Niesemauschel — Haltung!

Niesemauschel: (läßt sofort den Pater los, nimmt Haltung ein und zieht sofort seinen Hut) Melde gehorhamst — der Befehl ist ausgeführt — der Wein ist ausgeoffen!

Schweinichen: Höre auf, ich habe Sorgen!

Niesemauschel: Weg mit a Kummerläuseln! Ich schaffe jetze Geld!

Schweinichen: Ich schmeiße dich wieder hinaus, wenn du nicht gleich nüchtern wirst!

Magd: (bringt mit wütendem Gesicht den Schreibkasten für Schweinichen)

Niesemauschel: (klopft ihr auf den Rock) Gott sei dank, doas hier hoot nie beim Sturze gelitta!

Pater Clemens: (zieht ihn mit Entrüstung weg) Das darfst du jetzt nicht mehr tun! Das ist Sünde, lieber Bruder!

Niesemauschel: Was? Ich sull a Weibern ni amaal uff de Rööcke kluppen? — Ach, su, nu freilich — doas poaft jitze nimmeh. — Do nimms ock fersch Abgewehnen. Ich bin nämlich a bissel kurzfristig und koan a Himmelsweg nie glei finda.

Magd: (schlägt ihn beim Hinausgehen lachend auf die Finger) Das ist für das Schinkenklopfen!

Niesemauschel: (faßt nach ihr) (Pater Clemens reißt ihn wieder zurück)

Clemens: Nach dem Reiche Gottes sollst du nur greifen!

Niesemauschel: Ach aso nennt ihr das — ich hoa immer anderscher dafiere gesoat.

Braun: Also, lieber Schweinichen, es fällt mir verflucht sauer! Ich schreibe also — — —

Schweinichen: (zu Niesemauschel) Ich denke, du bringst Geld!

Niesemauschel: Nu nee — glei aus a Ärmeln schütteln koan ich's nee, oaber der Pater Clemens hoot mer verspruchen, doaß iewe amaal Kellermeister eim Kloster wern koan. Do koan ma viel danna macha.

Clemens: Ja, Hauptmann Niesemauschel, kehrt zur heiligen Mutter Kirche zurück!

Schweinichen: Na, du hast ja einen Gehörigen sitzen, Niesemauschel!

Clemens: Ich habe große Gnade empfangen, daß ich am Morgen schon eine Seele errettete.

Schweinichen: Na, getauft bist du ja reichlich genug! Wann willst du denn nun von mir abrücken, Niesemauschel? Wir werden sicher schon morgen reiten!

Niesemauschel: (sehr erschrocken) Was — wa — ja was denn? Ihr werdet doch jitzē erscht Klosterherr und Pumpgraf! Pater Clemens hat mir's doch gesteckt!

Braun: So, nun lies dir alles einmal in Ruhe durch, Schweinichen. Wenn ich es dir auch noch so leicht mache, es könnte sein, es würde doch einmal recht schwer für dich!

Schweinichen: Weißt du, Niesemauschel, ich habe meine Seele lieber noch einmal hier verkauft. Den Himmel kann man sich immer noch aufheben. (zu Braun) Na, und was habt ihr nun hier geschrieben? (beugt sich über das Schriftstück und liest)

Niesemauschel: Im Gootswillen, ihr werdet nee Klostergraf? Nu nee, do gilt doas fer mich ooch nischte mehr. Bruder Clemens, do bin iech mit gietlicher Erlaubnis wieder anderschgleebig.

Pater Clemens: Aber Bruder! Nicht dein Herr — du hast dich doch zurückgefunden! Habe ich dich etwa überredet oder überlistet? Bist du nicht freiwillig gekommen? Aus eigenem Herzenstrieb und eigener Sehnsucht? Hast du mir nicht in die Hände gelobt, mit mir zur Taufe zu gehen?

Niesemauschel: (gibt dem Pater die Hand) Du bleibst a guter Kerle!

Clemens: Komm und nimm jekt Abschied! Die Glocken rufen dich!

Niesemauschel: Sieh ock lieber alleene. Wenn mei Herr nie mitte geht, bleibe ich ooch do!

Schweinichen: Was soll nur der liebe Gott von dir denken! Du weißt ja überhaupt nicht mehr, wohin du gehörst! Und wenn ich nun morgen Mohammedaner werde — Niesemauschel?

Niesemauschel: Do bin ich's murgēn abenst ooch!

Schweinichen: (lachend zu Pater Clemens) Na, nun freut euch nur, daß ihr eine solche schwarze Seele wieder losgeworden seid.

Clemens: Die ärmsten Seelen sind Gott die liebsten!

Niesemauschel: Satsch, Herr, die hoan uben eim Himmel ane gude Meenung vu mir.

Schweinichen: (er sich wieder über das Schreiben gebeugt hat) Also — es muß sein! Punktum! — Das wäre also geschafft! Das andere steht nun bei Gott!

(er gibt Braun das Papier. Sie reichen sich die Hände, er wendet sich dann zu Niesemauschel) Genau so, wie das bei Gott steht, was ihr da beide miteinander auszumachen habt!

Was SINGSCHULEN sind und was sie bedeuten

Von Dr. Karl-Friedrich Hirschmann

Zu beantworten sind diese beiden Fragen lediglich nach einem kurzen Blick auf die Entwicklung unserer deutschen Musik. Da ergibt sich nämlich die überraschende Tatsache, daß die Musik, je höher hinauf ihre formale Entwicklung ging, sich um so weiter von dem ihr eigensten Instrument, der menschlichen Stimme, entfernt hat. Gerade in unseren Tagen des gemeinsamen Bekenntnisses unseres Volkes im gesungenen Lied sind uns eigentlich erst die Augen dafür aufgegangen, warum die bisherige Entwicklung, mag sie noch so herrliche Einzelschöpfungen hervorgebracht haben, notwendig zur Katastrophe — im allgemeinen vorsichtig und unzutreffend als „Konzertkrise“ bezeichnet — führen mußte: weil der menschliche Gesang, die erste und unmittelbarste musikalische Äußerung überhaupt, nicht mehr Mittelpunkt unserer Musikübung war. Im Konzertsaal herrschte das Orchester, in der Hausmusik das Klavier, Gemeindegesang lag im Schlepptau der Orgel, und auch unsere Chorvereinigungen setzten ihren Ehrgeiz lieber in eine „große Aufführung“ unter mindestens gleichberechtigte Orchestermitwirkung, als daß sie der Stimme ihr Hauptrecht einräumten. Wo saß eine Familie nach getaner Arbeit um den Tisch zu gemeinsamem Gesang, wie es die Luther-Familie in so vorbildlicher Weise tat? Schon zu des großen Sebastian Bach Zeiten, am Anfang des 18. Jahrhunderts, hatte die „figuralis-musica“, zumal im Gottesdienst, in einer Fülle instrumentaler Formen Gleichberechtigung neben dem Gesang erhalten, und die deutsche Klassik vollends konzentrierte ihr ganzes Schaffen auf das instrumentale Gebiet.

Und die Folgen? Generationen später erst konnten sie sich zeigen, zuerst durch den katastrophalen Zustand des Schulgesangunterrichts gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Daß die Kinder schlecht „vom Blatt“ sangen und praktisch nach jahrelangem Bemühen doch musikalische Analphabeten blieben, fällt dabei noch gar nicht einmal so stark ins Gewicht wie die Tatsache, daß sie meist nur einige wenige Lieder kannten, die ihnen nach bewährter Papageien-Methode eingedrillt waren, und daß ihre Stimmen sich in einem unbefschreiblichen, verwaehrlosten Zustand befanden. Möglichst laut, hoch und lange, das war die Parole in der Chorstunde; Stimmbildung wurde — wenn man überhaupt etwas von ihr wußte — als gelehrter Kram abgetan, zur Beschäftigung mit dem einzelnen blieb sowieso keine Zeit — und schließlich — die Musikstunde fügte man ja so nebenbei als angehängte sechste Stunde in den Wochenplan als traditionelles Füllsel.

Ist's da verwunderlich, wenn in dem denkwürdigen Bericht des englischen Singschulleiters John Hullah „über den Zustand der Schulmusik in den europäischen Ländern“ vom Jahre 1879 gerade Deutschland am schlechtesten wegkommt? Unser in dieser Zeit auf die jüngsten Werke von Wagner, Liszt und Brahms so stolzes Deutschland! Und die Grundlage hatte man vergessen: den Kindergesang. Eine Pyramide wollte man bauen und merkte nicht, daß sie auf dem Kopf stand, ein wohlorganisiertes Konzertleben schuf man und ließ den Boden, auf dem es nur erwachsen konnte — das Publikum — unbereit. Und auch heute wird man, das wissen wir, nur von unten her, von der musikalisch erzogenen Jugend, das Konzert- und Opern-, Gesangsvereins- und Hausmusikleben zur Gesundung führen.

Hier setzt die Aufgabe der Singschulen ein. „Sie setzt sich die Heranbildung ihrer Schüler zu brauchbaren (Laien) Sängern zur Aufgabe und sucht Freude und Verständnis für edlen Gesang in weite Kreise der Bevölkerung zu tragen“, so lautet § 1 der Augsburgsinger Singschulsatzungen. Es kann an dieser Stelle nicht ausführlich auf den engen Zusammenhang zwischen dem Menschen und seiner Stimme eingegangen werden, die folgeschwere Feststellung sei aber mit aller Deutlichkeit gemacht: bildest du das eine, so förderst du das Ganze, ein angenehm klingendes, gut „sitzendes“ Organ, dessen Gebrauch Freude macht, schafft einen gesunden Menschen. Und darüber hinaus: der im Liedsingen unbewußt gewonnene natürliche „Atem“ der An- und Abschwünge, der Satzspannungen und der rhythmischen Symmetrie legt die ideale Grundlage zum inneren Verständnis größerer Kunstwerke, die alle ja den Gesetzmäßigkeiten eines aus dem Volk stammenden Liedes mit der gleichen Notwendigkeit unterliegen.

So einfach der Gedanke nun erscheinen mag, durch Förderung des Schulgesanges dem Ideal möglichst nahe zu kommen, so unüberwindliche Schwierigkeiten stellen sich der praktischen Durchführung in den Weg. Denn: wo sind die Lehrer, das wundervoll feine und empfindliche menschliche Stimmorgan in entsprechende Pflege zu nehmen? Wo ist die Zeit im Schulstundenplan, die jedem Kind eine notwendige individuelle Behandlung sichert? Nein, die Schule selbst konnte nicht helfen; aus ganz bescheidenen Anfängen mußte sich der Gedanke einer „Volksfangschule“ neben dem normalen Unterricht entwickeln, und die Entwicklung selbst hat die Richtigkeit des Gedankens bestätigt.

Die äußeren Stationen des Werdens deutscher Volksfangschulen sind schnell berichtet:

Paris hatte schon gegen 1830 in seinem Gesangspädagogen G. Wilhelm einen Vorkämpfer für den Singschulgedanken durch Gründung einer Privatanstalt gefunden. In London folgte der vorhin erwähnte Reformler John Hullah diesem Vorbild und ließ in etwa 20 Jahren zirka 2500 Schüler durch seine Anstalt gehen. Das aber waren Anfänge. Erst Deutschland sollte, wie so oft

schon, es vorbehalten sein, aus den Anregungen eine herrliche, überzeugende Entwicklung entstehen zu lassen.

In Augsburg war es, der Stadt der Fugger und Welser, wo der Domkapellmeister den mehr laut als schön klingenden Schulgesang bei der Feier von Schillers hundertjährigem Todestag zum Anlaß einer Denkschrift an die Stadtverwaltung nahm. Heute ist daraus ein dickleibiges Aktenstück geworden, denn man hatte den Gedanken weiter verfolgt, und die Gründung einer städtischen Volkssingschule — es geschah am 15. November 1905 — unter Leitung von Albert Greiner wurde zur Tat. Albert Greiner! Wer in der Öffentlichkeit kennt diesen idealen, aufrechten, verantwortungsbewußten Mann, der 28 Jahre hindurch alle seine Kräfte der sangesfrohen deutschen Jugend widmete und Tausende von dankbaren Schülern in allen deutschen Landen hat? Lediglich die Kraft dieser Persönlichkeit hat der Augsburger Singschule — seit 1933 unter Otto Jochum — ihre immer sich selbst treu-bleibende Entwicklung ermöglicht. Mit 36 Jungen und 67 Mädchen begann er, allein, noch zögernd, da selbst kaum als erfahrener Musiker und Lehrer mit den Grundfragen der Stimmbildung vertraut; heute sind es, nach der stolzen Höhe des Jahres 1930 mit 2000 Schülern, 1600 Lernende im Jahresdurchschnitt und 40 Lehrende, ganz zu schweigen von den zahlreichen Schulneugründungen in fast allen großen deutschen Städten, zu denen in neuester Zeit unser oberschlesisches Beuthen kommt. Am 8. April wird hier von der Stadtverwaltung nicht nur die erste oberschlesische, sondern auch schlesische Volks-singschule mit zunächst 120 Kindern unter Lehrer Reimann eröffnet. Und auch hier, wie bisher überall bei diesen Gründungen, kann man beglückt feststellen, daß das Singbedürfnis weit über den Möglichkeiten für seine Befriedigung liegt: über 400 Kinder haben sich zum Unterricht gemeldet, ein Viertel von ihnen nur kann angenommen werden. So aber soll es sein und so soll es bleiben, wenn von Jahr zu Jahr die Beuthener Anstalt wächst. Auch in Liegnitz und Görlitz plant die Behörde ähnliche Gründungen; Regierung und Reichsmusikkammer arbeiten kräftig an der Durchführung dieser Absichten und wir wollen nur hoffen, daß unser besonders musikhungriges Heimatland damit endlich die entsprechenden Ausbildungsstätten erhält.





Oberschlesien — deutsches Kulturland

Aufn.: Klose, Breslau



Im Hofe des herzoglichen Schlosses Ratibor OS.

Aufn.: Klose, Breslau





Schloß Buchenhöh Kr. Groß Strehlitz
Das Stammschloß des alten Grafengeschlechtes der Gaschin

Aufn. : Klose, Breslau



Oberschlesische Schrotholzkirche: Die Kirche von Föhregrund

Aufn.: Hans Retzlaff, Berlin



HAUS ^{der} HEIMAT

Von Hans Georg Rehm

Das Wort, daß des Volkes ärmster Sohn auch sein treuester sei, ist in den letzten Jahren so in aller Munde gewesen, daß es schon fast zu einem Gemeinplatz geworden ist. Das ändert aber nichts daran, daß es nun einmal den Tatsachen entspricht, und daß gerade an Stellen, die fernab liegen von den großen Adern der Wirtschaft und des Verkehrs immer wieder große neue Werke des Gemeinschaftsgeistes entstehen, die nur möglich wurden durch den eisernen Willen unserer Volksgenossen, auf ihren abgelegenen Grenzposten mitzuarbeiten am Aufbauwerk unseres Führers.

Zwanzig Kilometer hinter Kreuzburg und ebensoweit von der polnischen Grenze liegt Rosenberg. Gewiß ein abgelegenes Städtchen und die ungünstige Verkehrslage ist nicht dazu angetan, den Lebenskampf dort einfach zu gestalten, aber die Natur hat ihren Ausgleich geschaffen dadurch, daß sie die Menschen, die hier treu ihre Grenz wacht für Deutschland halten, zu tatkräftigen Männern erzog. Die Stadt ist ein sauberes, kleines Landstädtchen, kleine Häuser säumen die engen Straßen, und schöne, große Kirchenbauten mit ihren Türmen wie auch das gediegene alte Rathaus reden eine deutliche Sprache von dem Geschmack und Wohlstand ihrer Bürger aus verschollener Zeit. Von der alten Kultur des Landes legt die berühmte Annakapelle, eine der größten Schrot holzkirchen, die den Wanderer, der von Landsberg kommt, grüßt, Zeugnis ab; von neuem Aufbauwillen zeugen Hitler-Jugend und Jungvolk, die sich auf der Wiese dahinter tummeln.

Heut aber sieht Rosenberg dem Augenblick entgegen, der es für einen Tag aus seiner Abgelegenheit heraushebt, der ihm aber für immer den Ruhm sichert, aus eigener Kraft eine Grenzfestung deutschen Geistes geschaffen zu haben. Am 4. April 1937 wird die schlesische Gaukulturwoche in Rosenberg mit der Einweihung des „hauses der Heimat“ eröffnet.

Seit langen Jahren hat der Nationalsozialismus in Rosenberg Fuß gefaßt, seit langem schon kämpft die Bevölkerung für und um die Idee Adolf Hitlers und ist stolz darauf, daß sie auf vorgeschobenem Posten für die Idee und für Deutschland stehen darf. Bei aller Begeisterung aber wirkte sich die leidige Raumfrage oft sehr ungünstig aus. Es war nicht möglich, in Rosenberg einen Saal für Kundgebungen, Feierlichkeiten oder Veranstaltungen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ finden. Die verfügbaren Säle waren durchweg viel zu klein und auch nicht dazu angetan, einen würdigen Rahmen für Kundgebungen des neuen Deutschlands abzugeben. Die ewig überfüllten Veranstaltungen in den häßlichen, kleinen Räumen ließen in den Rosenbergern den Plan reifen, einen würdigen Saalbau zu schaffen. Zu diesem Zwecke taten sich Stadt, Kreis, Partei und Arbeitsfront zusammen.

In der „großen Vorstadt“ in Rosenberg war ein schönes aber verwahrlostes Haus, an dem nur noch die Aufschrift „Deutscher Hof“ daran erinnerte, daß es einst ein Gasthof gewesen war. Die Zeit war aber schon lange vorbei. Es bot nur noch einigen Familien häßliche Unterkunft, Stallungen, Saal und Nebengelaß hatten als Schuppen und Remisen eine notdürftige Verwendung gefunden. Vielleicht hätte kaum ein Kunstkenner in diesem verlotterten Bau mit seinen blinden, teils zerschlagenen Fenstern ein Werk des großen Schinkel wiedererkannt. Von einem Schmuckstück des Ortes war es zu dessen Schandfleck herabgesunken. Als man nun den Plan eines neuen Saalbaues erwog, dachte man an dies verfallene weitläufige Gebäude, das die Gewähr bot, neben dem nötigen Platz auch den würdigen Rahmen für Feierstunden zu geben. Heute grüßt das fertige Gemeinschaftswerk den Vorüberschreitenden und morgen wird es seine Tore allen Volksgenossen öffnen zu Feier und Spiel.

Weite Flure und Treppen, deren Fußboden aus schwarzem Kunststein besteht, empfangen uns. Beim Heraufsteigen in den Saal, der sich im ersten Stock befindet, fällt uns das schöne Treppengeländer auf, die Arbeit eines Rosenberger Handwerkers. Über den großen Vorraum gelangen wir in das Kernstück des Baues, den großen Saal: Er ist ein schöner, lichter Raum, in hellen Farben gehalten und soll bis zu 3000 Personen fassen. Er hat einen Orchesterraum, und die große Bühne läßt uns ahnen, daß hier Tausende von Volksgenossen frohe Feierabende erleben werden. — Das untere Stockwerk wird teilweise von dem kleinen Saal eingenommen und der Rest wird durch freundliche, helle Wirtschaftsräume ausgefüllt.

Die Fassade des Gebäudes ist wiedererstanden, und die klare Linienführung des Klassizismus, in der einst Schinkel sie schuf, gereicht dem Städtchen Rosenberg zum Schmuck.

Schinkel: dieser Name möge dem Hause ein Symbol sein. In Berlin schuf seine Hand die „Neue Wache“, die heute als Reichsehrenmal ein Ort stiller Andacht und des andächtigen Verweilens ist, mitten im brandenden Verkehr der Weltstadt. Hier, in dem verträumten Städtchen an der Grenze, schuf er ein Haus, das künftigen Geschlechtern ein Born der Kraft sein wird. Schon mit dem Namen des Meisters ist die Weihe in diese künftige Grenzfestung deutschen Geistes eingezogen.

Aus Liebe zur Heimat entstanden, dem Dienst an der Heimat geweiht, so wird dies Haus in Zukunft mit Recht seinen stolzen Namen tragen

„Haus der Heimat“.





Geschenke für den Herrn:

Oberhemden / Sporthemden / Krawatten
Schlafanzüge / Hausmäntel / Sportsakkos

Modisch In Krawatten, Oberhemden

Inh.: Hanns Strunz / Rein arisches Unternehmen / Kais.-Wilh.-Str. 12



Betriebe die BEISPIEL waren

Eine gern gelesene Betriebsordnung

Der Betriebsführer der Zuckerfabrik Groß Peterwitz, Kr. Neumarkt, hat sich entschlossen, allen Gefolgschaftsmitgliedern, die ihren Urlaub in der arbeitsarmen Zeit nehmen und an einer Winterreise der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ teilnehmen, 25 Prozent mehr Urlaub zu geben. Diese Regelung ist in die Betriebsordnung aufgenommen worden. Auch die Gründung einer Betriebsgemeinschaftsparkasse wurde durch den Betriebsführer weitgehendst gefördert dadurch, daß er die gleichen Anteile in diese Sparkasse einzahlt, wie das einzelne Gefolgschaftsmitglied. Alles in allem dürfte die Betriebsordnung der Zuckerfabrik Groß Peterwitz eine der gern gelesenen in ganz Schlesien sein.

Neues Betriebsgemeinschaftshaus Der Kalkwerk Tschirnhaus AG.

Im nationalsozialistischen Staat wurde durch die Arbeit der Deutschen Arbeitsfront die Abhaltung von Betriebsappellen bald zu einer ständigen Einrichtung. Ebenso wurden die Gemeinschaftsempfänge der großen Reden des Führers und seiner Mitarbeiter bald in jedem Betrieb durchgeführt. Vielerorts stellte sich dabei heraus, daß die Werkkantinen und die sonst etwa vorhandenen Gemeinschaftsräume diesen Anforderungen nicht genügten. Und so entstanden in den letzten Jahren in vielen Betrieben, gefördert durch das Amt „Schönheit der Arbeit“ neue Gemeinschaftsräume und Werkkantinen. Auch die Betriebsgemeinschaft des Kalkwerkes Tschirnhaus baute sich in gemeinschaftlicher Arbeit ein Haus der Betriebsgemeinschaft. So entstand bald ein großer Saal, der mit allen technischen Neuerungen ausgestattet ist, ferner enthält das Betriebsgemeinschaftshaus eine Badeanstalt, einen schönen Tagesraum, in dem viele Tageszeitungen, Zeitschriften und illustrierte

Blätter ausliegen; eine ausgezeichnete Übertragungsanlage wurde selbstverständlich ebenfalls eingebaut. Darüberhinaus schuf die bekannte Holzschneidenschule Professor Dell'Antonios eine Reihe von Schnitwerken für diesen Gemeinschaftsraum. Besonders hervorzuheben sind dabei die Ehrentafeln der im Werk tödlich verunglückten Gefolgschaftsmitglieder und der Gefallenen des Weltkrieges.

Es wäre nur zu wünschen, daß bald recht viele schlesische Betriebe dem Beispiel dieses Betriebes nachhelfen würden.

Freizeitheim der NEAG. in Petersdorf

Die Kreisdienststelle der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ Hirschberg schreibt uns:

Als vorbildlicher Betrieb kann in unserem Kreisgebiet die Niederschlesische Elektrizitäts-Aktiengesellschaft bezeichnet werden. Die NEAG. hat an der Straße von Petersdorf nach Schreiberhau für ihre Gefolgschaft ein schönes Freizeitheim errichtet, das jede Woche von zwei Familien unentgeltlich bewohnt wird. Jeder Familie steht ein Schlafzimmer mit 3—4 Betten sowie ein gemeinsamer Aufenthaltsraum und eine Küche zur Verfügung. Die Räume sind mit schönen altschlesischen Bauernmöbeln ausgestattet. Ein Garten und ein kleines Bad sorgen für Erholung im Freien. Auch die Betriebsgemeinschaftsreifekasse kann als vorbildlich bezeichnet werden. Auch hier zahlt die Firma den gleichen Betrag wie das einzelne Gefolgschaftsmitglied in die Sparkasse ein.

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung.)
Das diesem Heft beiliegende Werbeblatt der Versicherungsgesellschaften „Deutscher Ring“, Hamburg, empfehlen wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung.

SCHLESISIEN *im* MÄRZ

Unsere Heimatprovinz hat ein neues Wahrzeichen bekommen. Wie Thüringen das grüne Herz zeigt und Niedersachsen das weiße Roß, so tragen jetzt überall auf den Straßen der Heimat die Wagen an der Schutzscheibe das blaue Dreieck mit dem zischenden Heißsprudel. Vorerst noch im Reiche unbekannt, wird es im Laufe dieses Jahres auf allen deutschen Straßen auftauchen und jedem in die Erinnerung rufen, daß unsere Heimat nicht nur das Land der Berge und der rastlosen Arbeit ist, sondern daß es auch das heilende Land ist, in dem viele Tausende von Volksgenossen Genesung von ihren Leiden fanden. Es ist somit kein Zufall, daß die Gesellschaft für Bäder- und Klimaheilkunde ihre diesjährige Tagung in Breslau abhielt, um über ihre weitere Tätigkeit im Dienste der Volksgesundheit zu beraten. Vor schwierige Aufgaben sahen sich auch die schlesischen Fremdenbetreuer gestellt, die sich wiederum auf der Hampelbaude zu ihrer Jahrestagung getroffen haben. Ist doch in diesem Sommer ein wesentlich größerer Zustrom an Fremden zu erwarten als in den vergangenen Jahren. Aber unsere Gäste werden ein schönes Schlesiens vorfinden, das einer wirtschaftlichen und künstlerischen Blüte entgegenfieht. Fieberhaft wird an dem Bau und der Instandsetzung schlesischer Straßen gearbeitet, und die Entschandlung von Breslau macht große Fortschritte. In der Jahrhunderthalle wird eifrig gebaut. Sie wird das Nationaldenkmal im Südostraum Deutschlands werden.

Die Ausstellung „Heim und Mode“ im Messehof war ein duftiger Vorstoß auf den Frühling, wo uns die Mode einen kleinen Blick auf ihre Schöpfungen werfen ließ, die uns in diesem Jahr erfreuen werden. Auch Musik und Bühne feierten ihre Triumphe in Schlesiens. Neben einer Reihe guter Orgelkonzerte und dem achten Philharmonischen Konzert fand das fünfte Kammer-Symphoniekonzert mit Wecken Händels, Geminianis und Tartinis statt. Der Breslauer Volksthor trat mit einem Konzert im Schießwerder an die Öffentlichkeit. Zu einem besonderen Ereignis gestaltete sich der Liederabend mit Heinrich Schlusnus. Bei herrlichstem Wetter wurde in Görlitz das große Musikfest gefeiert. Zu einem großen Erfolg gestaltete sich der Film-Volkstag am 7. März. Hier stellte sich der Film als das dar, was er durch die tatkräftige Arbeit der letzten Jahre geworden ist, als das Kultur- und Aufklärungsinstrument ersten Ranges. Ganz besondere Be-

achtung schenkten die Breslauer im März dem Großfilm „Togger“, zumal ja ein Breslauer, der Schriftsteller Heinz Bierkowsky, das Manuskript dazu verfaßte.

Ein Zeugnis für den Kulturwillen und die bereits vollbrachten Leistungen unseres Grenzvolkes wird die 2. schlesische Gaukulturwoche vom 4.—11. April 1937 ablegen.

Bei den Deutschen Meisterschaften für Amateurböxer im Federgewicht wurde Miner zum dritten Male Deutscher Meister. Auch konnten Schlesiens Turner einen bemerkenswerten Erfolg erringen. Bei den Ostdeutschen Gaugruppenmeisterschaften im Geräteturnen siegten drei Schlesier.

Im Hartlieb traf der Rennstall des Kavallerie-Regiments 9 ein, der manches Ereignis für den Breslauer Rennsport verspricht. Das Infanterie-Regiment 49 erfreute die Breslauer Bevölkerung mit militärischen Vorführungen im Zirkus Busch und begeisterte unsere schlesische Jugend für die neue deutsche Wehrmacht.

Mit dem Ablauf des Februar schied der Präsident der Reichspostdirektion Breslau, Dr. Gager, aus dem Amte. Bedeutungsvooll wurde die Ernennung des Landeshauptmanns von Oberschlesien, Pp. Adamczyk, zum Landeshauptmann von Ober- und Niederschlesien. Die verwaltungsmäßige Trennung beider Provinzen wird durch diese Ernennung überbrückt. Regen Widerhall fand die Verleihung des Breslauer Ehrenbürgerrechts an Reichsinnenminister Dr. Frick zu seinem 60. Geburtstag.

Die SS.-Tagung in Schweidnitz war ein bedeutender Tag für die Bewegung in Schlesiens.

Das Arbeitsamt Breslau meldet ein ständiges Zurückgehen der Arbeitslosenziffer. Überall werden Siedlungen gebaut. Das Verkehrsamt meldet ein stetiges Ansteigen des Verkehrs. Es geht vorwärts in Schlesiens. Gauleiter Wagner verkündete unter Bezugnahme auf das Ablaufen der Genfer Konvention am 15. Mai 1937, daß er zwar nicht gewillt sei, staatsfeindliche Umtriebe irgendeiner Minderheit zu dulden, daß ihm aber ebenso die Eindeutschung in Deutschland lebenden fremden Volkstums fernliege.

Wir begrüßen diese Erklärung um so mehr, als die Vorgänge, die sich zur Zeit in Ostoberschlesien abspielen und die leider sehr wenig zur Verständigung der Nachbarvölker beitragen, uns mit tiefem Bedauern erfüllen.
R.

BRESLAUER THEATER

Opernhaus

In demselben Monat, in dem man Siegfried Wagner mit der Erstaufführung seines „Herzog Wildfang“ den Dank abstattete für ein lange vergessenes Werk, das in seiner Anlage und in seinen Melodien unserem deutschen Empfinden so nahe kommt, ehrte man auch den Vater. „Der fliegende Holländer“, eine der herbsten und schönsten Balladen-Opern, die wir kennen, kam unter der Spielleitung von Dr. Paul Helwig in neuer Einstudierung zur Aufführung.

Die Entstehungsgeschichte der Oper ist bekannt: Im Mai 1840 schrieb Richard Wagner in Paris, angeregt durch die in zahlreichen Erzählungen und Novellen wiederkehrende Gestalt der verwunschenen Seefahrers, einen Entwurf zu der Oper nieder. Da aber die Große Oper in Paris das Werk nicht annahm, mußte er in seiner augenblicklichen Notlage den Entwurf einem seiner Konkurrenten, dem Kapellmeister Dietsch, verkaufen. Dietsch vertonte auch den Stoff, doch fiel seine Komposition bei der ersten öffentlichen Aufführung durch. Wagner selbst vollendete das Werk noch im Herbst 1841 „in Nacht und Elend“, wie er in einer Randbemerkung am Schlusse des Manuskriptes bekennt.

Wagner glaubte wohl, gerade mit diesem Sagenstoff, diesem „mythischen Gedicht des Volkes“, wie er es einmal nennt, die Herzen der Menschen seiner Zeit zum Mitschwingen bringen zu können, aber er erlebte auch hier eine Enttäuschung. Berlin, das den „fliegenden Holländer“ im Jahre 1844 herausbrachte, setzte ihn nach der vierten Aufführung vom Spielplan ab, München und Leipzig antworteten ablehnend, daß sich die Oper für Deutschland nicht eigne. „Ich Tor“, so fügt Wagner in einem seiner Briefe in bitterer Erkenntnis hinzu, „hatte geglaubt, sie eigne sich nur für Deutschland, da sie Saiten berührt, die nur bei dem Deutschen zu erklingen imstande sind. Tatsächlich benützt Wagner nicht nur in der Handlung, sondern auch rein musikalisch Motive, die dem nordisch empfindenden Menschen stark

wesensverwandt sind. Nicht nur das Bestreben, die bisherige schildrende romantische Opernform dramatisch aufzuwühlen, ist kennzeichnend für dieses Werk, sondern noch vielmehr die Absicht, rein musikalisch ein Naturerlebnis in seiner ursprünglichsten Form wiederzugeben.

Die Karwoche bringt dann, wie alljährlich, die Aufführung des „Parzifal“. Und hier wie dort ist es das Erlösungsmotiv, das dem Werke Handlung und Tendenz gibt. Aber was dort Mythos des Nordens war, wird hier zum Erlösungssehnsucht, was dort ursprünglich Dramatik war, wird hier worthaft gebundene Verklärung und Weihe. So verlangt dieses Bühnenweihfestspiel auch von dem Hörer eine innere Bereitschaft, ein Ahnen um das Mysterium der Erlösung.

Schauspielhaus

Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß gerade das Theater des Volkes Hebbels „Agnes Bernauer“ herausbringt. Das Trauerspiel von der schönen Flugsburger Badertochter, die sterben muß, weil der Staat, und damit die Zukunft des Volkes, es verlangt, wirft Fragen und Bekenntnisse auf, denen sich keiner von uns entziehen kann. Darf der Staat die Freiheit der Persönlichkeit einschränken? Aber die Frage aufwerfen heißt sie schon bejahen. Aber dem Glück des einzelnen, über der Freiheit des Individuums steht die Gemeinschaft. Wir haben heute ein anderes Wort dafür, aber es besagt dasselbe: Gemeinnutz geht vor Eigennutz!

Zu einem vollen Erfolg wurde die Erstaufführung der „Tegernseer im Himmel“. Der derbe, urwüchsige Humor, der sich durch dieses bäuerliche Singstück hindurchzieht, die wirklich kuriose Himmelfahrt des alten Brandner-Kaspars, der dem Tod mit seinem Enzian ein Schnippchen schlägt, läßt die Zuschauer aus dem Lachen nicht herauskommen. Dabei birgt das Stück aber neben all den originellen Überraschungen doch auch ein Stück Ernsthaftigkeit und Bauernweisheit. Und darauf kommt es ja gerade bei einem bäuerlichen Volksstück an.

Helmut Wagner.



Deutscher Hausrat

fördert in ständiger Ausstellung

Schlesisches Handwerk
Schlesisches Brauchtum

Breslau, Obblauer Straße 42, Ecke Neue Gasse

FILMSPIEGEL

Man hat lange ein falsches Bild vom deutschen Schriftleiter gehabt, und nicht die kleinste Schuld daran trug der Film der Systemzeit, der den Journalisten um billiger Effekte willen oft in einer Form karrikierte, die weder mit Wit, noch viel weniger mit Humor etwas zu tun hatte. Wenn jetzt die deutsche Filmindustrie mit dem Großfilm „Togger“, der seit Mitte März in den Lichtspielhäusern der bedeutendsten schlesischen Städte läuft, eine alte noch offenstehende Verpflichtung eingelöst hat, dann ist das mehr als nur eine Dankeschuld gegenüber dem so lange verkannten deutschen Journalisten. Es ist ein Beweis, daß der Film sich wieder auf seine eigentliche Aufgabe besinnt, die nicht nur darin besteht, mit sogenannten sentimentalen „Schlagern“ volle Häuser zu erzielen, sondern die eine Verpflichtung gegen die nationalsozialistische Idee in sich schließt. Daß die Filmindustrie damit nicht schlecht fährt, das beweist eben dieser „Togger“-Film, der noch lange seine Zugkraft ausüben wird.

Der Film ist die Spitzenleistung aus einem Preisausschreiben, das eine der bekanntesten deutschen Filmgesellschaften vor einiger Zeit erließ und in dem der Typ des deutschen Schriftleiters der Gegenwart herausgestellt werden sollte. Es mag für uns Schleiſter eine Genugtuung sein, daß ein Volksgenosse aus unserem Grenzgau, der Breslauer Schriftsteller Heinz Bierkowski, das Manuskript zu diesem preisgekrönten Film schrieb. Und es tut dem Film keinen Abbruch, wenn er in seiner Handlung in die Zeit vor der Machtübernahme hinübergreift, in eine Zeit, die an Konflikten und Krisen reicher ist als irgendeine andere Zeit je zuvor.

Dieser Film zeichnet, und das muß leider eingestanden werden, ein Stück Geschichte, die es wirklich einmal im deutschen Zeitungswesen gegeben hat. Da kämpft der Hauptschriftleiter Togger mit einer kleinen Schar anständiger Mitarbeiter einen verzweifelten Kampf gegen die Machenschaften eines internationalen Konzerns, der die Haltung des Blattes „Der neue Tag“ in einem für seine „Arbeiten“ günstigen Sinne geändert wissen möchte. Durch Erwerb der Aktienmehrheit

gelingt es dieser Schiebergruppe, das Blatt ihren Interessen dienstbar zu machen, nachdem Togger aus der Schriftleitung entfernt wurde. Der Nationalsozialismus aber räumt bald darauf mit diesem Spuk eigennütziger Interessengruppen auf. Unter seinem alten Hauptschriftleiter Togger wird der „Neue Tag“ wieder zu einem Blatt anständiger deutscher Gesinnung und Haltung.

Das ist Leben, ohne Pose und ohne Schönfärberei, wie es wirklich war, und mancher nationalsozialistische Schriftleiter, der vor der Machtübernahme nicht in den Reihen der nationalsozialistischen Presse kämpfen durfte, wird in diesem Hauptschriftleiter Togger ein Teil seines eigenen Ichs, und in dessen Kampf ein Teil seines eigenen Kampfes wiedergefunden haben.

So wird dieser Film zum Denkmal des unbekanntesten Zeitungsmannes, der, mitten im feindlichen Lager, für ein größeres Deutschland kämpfte. Es ist der Film des Monats, und er wird noch lange hernach wegweisend für das deutsche Filmschaffen sein.

Im übrigen scheint man augenblicklich wieder den Kriminalfilm oder den Gesellschaftsfilm mit kriminellem Einschlag entdeckt zu haben. Nach dem „Hund von Baskerville“, nach dem Film „Es geht um mein Leben“, wurde in Niederschlesien (Liegnitz) „Die graue Dame“ erstausgeführt, ein spannender Film, der wieder die Fähigkeiten Sherlock Holmes und dessen Kampf gegen eine raffinierte Verbrecherbande, die es auf Industriespionage abgesehen hat, im hellsten Jupiterlicht erstrahlen läßt.

Aus verwandten Motiven schöpft der Film „Frauenliebe — Frauenleid“, der zusammen mit Breslau in einigen schlesischen Städten erstausgeführt wurde, allerdings fehlt bei diesem Gesellschaftsfilm der leicht sentimentale Einschlag nicht. Das tragische Schicksal einer jungen Frau löst Fragen aus nach Hintergründen und Mittättern, die einen Einblick in die spannende Arbeit der Kriminalpolizei gewährleisten. Auch hier ist es in der Hauptsache die Befragung (Magda Schneider, Joan Petrovich), die den Film zum Erlebnis werden läßt.

Felmut Wagner.

Privatschule

für Kurzschrift und Maschinenshreiben

Ella Silbebrandt

Mitglied des
Prüf.-Aussch. d. Industrie- u. Handelskammer Breslau

Alte Tafelstr. 10/11. Tel. 213 05

Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt des Gerling-Konzerns, Breslau, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

FUNK *in* SCHLESISIEN

Schaffendes Volk im Rundfunk

Der schlesische Sender, der Reichsender Breslau mit seinem Sender Gleiwitz, hat sich im Laufe der Jahre seit der Machtübernahme im Reich den Ehrennamen eines „Arbeiter-senders“ erworben.

Darin drückt sich Doppeltes aus: Einmal eine starke aktive Beteiligung von Kräften aus dem großen Kreise der schaffenden Menschen Schlesiens, aus allen seinen Landesteilen, an den Darbietungen des Rundfunks und zu zweit, eine ganz erhebliche Durchsetzung des Programms mit Sendungen aus den täglichen Lebens- und Arbeitsvorgängen des schlesischen Arbeiters der Stirn und der Faust. Diese für Schlesien und das Reich vorbildliche Programmgestaltung des Reichsenders Breslau ist ein unbestrittenes Verdienst der entsprechenden Einstellung des bisherigen Breslauer Intendanten Hans Krieglitz, der sich damit Anerkennung und Dank aller schlesischen Arbeitskameraden verpflichtete. Sein getreuer Mitarbeiter Jakutek, der Leiter des Senders Gleiwitz, ist von gleichem Holz. Allein schon aus diesem Grunde wird der Weggang Hans Krieglitz, der von Dr. Goebbels in ein höheres Reichsamt berufen wurde, von der Arbeiter- und Hörerschaft Schlesiens allgemein bedauert und erwartet, daß sein Nachfolger im Intendantenamte dieses Erbe Krieglitz übernehmen und in seinem Geiste pfleglich weiterführen wird.

Aus den zahlreichen Sendungen des schlesischen Senders im März sei dieses Mal eine besonders herausgestellt, die zweifellos nicht nur in Schlesien, sondern auch im Reich gespannter Aufmerksamkeit begegnete.

Es ist die Sendung:

„Schlesien im Vierjahresplan.“

Das Holz als Grundstoff für wirtschaftlichen Aufbau. Der Gauleiter und Preiskommissar Josef Wagner, sprach die Einleitung. Den Abschluß bildeten Worte des Gauobmannes der DAF., Julius Metz.

Dazwischen baute sich in einer Stunden-sendung die zielbewußte aneinandergereihte Kette von Reportagen auf, die in klarer, volkstümlich verständlicher Weise das Wunder deutschen Erfinder- und Arbeitsgeistes, die Zellwolle, vor dem inneren Auge erstehen ließ.

Man sitzt nach der Tagesarbeit behaglich vor dem Empfänger und hört:

Das Schneiden und Sägen, das Fällen und Stützen von Baumriesen hoch oben

im Riesengebirge, das Entästen, Zerfägen, Verladen des Schleifholzes, das Toben der Zerfaserungsmaschinen, der Kollergänge, der Holländermaschinen in der Zellstofffabrik.

Und nun reihen sich in den Gang der Handlung die Arbeitsvorgänge in dem großen schlesischen Zellwollewerk.

Riesenballen glänzender, seidenweicher Zellwolle verlassen die Fabrik, ungezähnte Lau-sende von Spindeln verarbeiten die Zellwolle zum Faden, und am Ende der Webstühle liegt das Gewebe vor uns, der farben-prächtigen, leuchtenden, wundervollen, neue deutsche Werkstoff aus Zellwolle.

Und zwischen Sägen und Äxten, zwischen Poltern der Maschinen, dem Säusen der Spindeln und dem Lärm der Webstühle, die verbindenden, aufklärenden Worte der Männer aus Forstwirtschaft und Industrie, von Arbeitskameraden des Waldes, der Fabriken, der Spinnereien und Webereien, der Sprecher des Rundfunks.

Man hörte die Sendung und ist am Ende befriedigt und erfreut. Aber kaum ein Hörer kann sich vorstellen, welche unendliche Mühe und Sorgfalt diese Aufnahmen an Ort und Stelle verursacht haben, angefangen im Schneetreiben, 1200 Meter hoch im Riesengebirge, bis mitten hinein in das ohrenbetäubende Geklapper der Webstühle. Eine Stunde, voll von Ausschnitten aus schlesischer Arbeit und schlesischem Schaffen, ging über die Wellen des Senders zu 100 000 Ohren.

Der Gedanke der Sendung und die Vorarbeiten gingen von der Deutschen Arbeitsfront aus. Es vergeht keine Woche, in der sich nicht der rührige Zeitfunk des Reichsenders Breslau aus den Stätten schlesischer Arbeit mit einer oder mehreren Darbietungen meldet. Es ist aber wohl das erstmal, daß der Zeitfunk des Reichsenders Breslau in einer geschlossenen Großsendung, zusammengesetzt aus einer Reihe von Reportagen aus einem halben Duzend verschiedenartiger Betriebe, ein großes aktuelles Problem volkstümlich herausstellte.

Diese Sendung „Schlesien im Vierjahresplan“, bedeutete bis zu einem gewissen Grade etwas Neues im Programm wie in der Darstellungsform, und man darf mit Recht auf die nächste Sendung dieser Art gespannt sein.

Ludwig Max. Ernst.

Georg Meichsner:

VOLK ^{und} BUCH

Im Wehrverlag Joseph Bercker-Berlin erscheint laufend eine Schriftenreihe: „Kraft durch Freude“ in den Urlaub, von der uns einige Heftchen vorliegen. Die Büchlein füllen im Rahmen der „KdF“-Arbeit eine bisher schmerzlich empfundene Lücke aus. Ihr Zweck ist letzten Endes ein doppelter: Erstens wollen die Büchlein den „KdF“-Urlauber vor Antritt seiner Reise auf das vorbereiten, was ihn dann an Ort und Stelle an Sehenswertem und Schönerm erwartet. Zum anderen sollen diese Bücher einen kleinen Reiseführer, der lebendig und für den einfachen Volksgenossen verständlich geschrieben ist, darstellen.

Heft 1: Norwegen

In dem rund 100 Seiten starken Büchlein erfahren wir alles Wissenswerte über Norwegen. Ein Abschnitt mit „Einem Kapitel Seemanns Sprache“ berichtet uns allgemein über unsere Urlauberschiffe, über den Reisezug, erzählt uns vom Skagerrak und seiner historisch gewordenen Seeschlacht, vom Zauber der Fjorde und leitet uns dann mit dem Schiff wieder der Heimat zu. Wetterregeln, Puffsätze über die Kriegsmarine, ja selbst Lieder und zum Schluß „KdF“-Geschichten, die wirklich passiert sind, vervollständigen das Büchlein. Im Anhang wird der Urlauber angereizt, ein Reisetagebuch zu führen. Es wäre zu wünschen, daß uns damit recht viele und schöne Erlebnisse geschenkt würden. Überflüssig ist es, zu sagen, daß den äußeren Schmuck des Buches eine Reihe sehr schöner Photographien bilden.

Heft 2: Berlin

Das vom ersten Heft Gesagte gilt im gleichen Maße auch für dieses Heft. Schon häufig wurde der Wunsch laut, doch einmal die wichtigsten Hinweise in der unerhörten Fülle des Gebotenen der Weltstadt Berlin zu geben. Viele Einzelheiten entschwinden aus dem Gedächtnis, das Büchlein aber bleibt eine dauernde Erinnerung. Alles, was der schaffende Mensch sehen soll, das politische Berlin, das Berlin der Kunst und das

geschichtliche Berlin, ist vom schaffenden Menschen aus gesehen zusammengefaßt und mit einer allgemein gehaltenen Einführung „Was will die NS.-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude?‘“ versehen. Auch dieses Buch hat einen ausgezeichneten Bildschmuck.

Heft 4: Winterferien

Ein lustiges Büchlein von Schnee und Eis, dessen Motto auch heißen könnte: Mit „Kraft durch Freude“ in die Winterbergwelt. Schlesiens Winterport- und Erholungsgebiete sind zusammengefaßt in einem besonderen Abschnitt, und wir freuen uns, daß das Riesengebirge und das Gläzer Bergland mit prächtigen Photographien vertreten sind. Da dieses Büchlein ins Reich geht, bietet es eine glänzende Werbung für Schlesiens Berge. Ein besonderes Kapitel ist der Hüttenunterhaltung gewidmet. Lustige Lieder, Gedichte und Schnadahüpf'n erzählen uns von dem schönen Hüttenzauber.

Diese Schriftenreihe verdient, bei allen „Kraft-durch-Freude“-Urlautern eine große Verbreitung zu finden.

„Das Haus in der Deenesstraat“ von Anna Elisabeth Weirauch, Schützen-Verlag, Berlin 1936.

Das Buch bietet keine Problematik und will auch weiter nichts als ein unterhaltfamer Roman sein, der uns Werden und Vergehen einer holländisch-deutschen Familie mit bunten und klaren Farben schildert. Vergleichen wir das Buch etwa mit den „Buddenbrocks“, wird uns die verkrampfte Haltung Thomas Mann's in natürlichen Lebensäußerungen so richtig klar.

Das Haus, das den Mittelpunkt der Handlung darstellt, ist ein kleines Kaufhaus, das von Vater, Mutter und drei bildschönen Mädchen mit lustigem Leben erfüllt wird. Die menschlichen Schwächen werden mit gutartigem Spott beleuchtet; ebenso könnte man eine glänzende Psychologie des Käufers und des Verkäufers daraus aufbauen. Daß das Büchlein zuletzt doch ein happy end erlebt, ist eigentlich selbstverständlich.

Deutschland braucht Kolonien!

Tritt auch Du ein in den
Reichskolonialbund
und kämpfe mit!

Anmeldungen i. d. Geschäftsstelle, Breslau 2, Palmstr. 23

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren
nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12
Stofflager! Solide Preise!